lassen, mit Schimpf und Schande bedekt, und aus ihrer Kaste gestoßen werden. Man sieht sie blos als solche an, die ihr Leben dem guten Rufe bei den Menschen, dem Heil ihrer Seele, und dem Wohl ihrer Familie vorziehen.

Herr Sonnerat beschreibt die Art, wie dieses schrekliche Opfer verrichtet wird. Man begehet diese Cerimonie mit großem Prachte; die Vorbereitungen dazu sind in jeder Provinz verschieden. Nach dem gewöhnlichsten Gebrauche sezt man die Frau nach dem Tode ihres Mannes, wenn er ein Bramine ist, vor ihre Hausthüre in eine Art von Katheder, dessen Decke verziert ist. Man rührt immerfort die Trommeln, und bläst die Trompeten. Die Frau ißt nicht mehr, kaut nur noch Betel, und spricht beständig den Namen der Gottheit aus. Sie kleidet sich in all ihren Schmuk, und zieht ihre prächtigsten Kleider an, wie wenn sie Hochzeit machen wollte. Ihre Verwandten und Freunde begleiten sie unter dem Klange der Trommeln, Trompeten und anderer Instrumenten. Die Bramen muntern sie zu diesem Opfer auf, und versichern sie, daß sie eine unendliche Glükseligkeit in dem Paradiese geniessen werde. Sie versprechen ihr überdas, daß ihr Name auf der ganzen Erde soll berühmt, und sein bei allen Opfern gedacht werden. Um sie in die nöthige Fassung bei dieser heldenmüthigen

Man vermehrt die Wirksamkeit des Feuers, indem man eine große Menge Oel hinein schüttet, und die Heldin ist bald verzehrt.

Wenn sie zu Asche geworden, so errichtet man an dem Orte ein Siegeszeichen, um das Andenken der großen Handlung zu verewigen, die sie gethan hat. Oft baut man ihr zu Ehren eine Kapelle, und ihr Grabmal ist immer offen, damit sie beständig die Huldigungen der vorübergehenden empfangen könne.

In Bengala ist dieses Schauspiel noch schreklicher. Die Weiber sind entschlossen genug, sich auf den Leichnam ihres Gatten binden zu lassen. Sie halten ihn so umarmt, bis man den Scheiterhaufen anzündet, und erwarten den fürchterlichen Augenblik mit außerordentlicher Kaltblütigkeit.

Wenn man sie lebendig begräbt, sezt Herr Sonnerat hinzu, so beobachtet man die nemlichen Cerimonien, ehe man sie zum Grabe führt. Wenn diejenige, welche zum Opfer bestimmt ist, daselbst angelangt ist, so steigt sie in die gewölbte Gruft hinab. Da sezt sie sich, und nimmt den Leichnam ihres Gatten in ihre Arme. Darauf füllt man das Grab bis an den Hals der Frau mit Erde an; man hält ein Teppich vor sie, um zu verhindern, daß man sie in der Todesangst erblike, und dieser Anblik die andern Weiber

telmäßig, so geht aller Ueberfluß nach dem Ganges, wo der Preis derselben immer höher ist.

Obgleich Surate für seine Ausfuhr aus China Porzellan eintauscht, Seidenzeuge aus Bengala und Persien; Mastbäume und Pfeffer aus Malabar; Gummi, Datteln, getroknete Früchte, Kupfer und Perlen aus Persien; Wohlgerüche aus Arabien; viele Spezereien von den Holländern; Eisen, Blei, Tücher, Kuzenelle (Cochenille) und einige Klinkaillleriewaaren von den Engländern erhält; so ist doch der Ausschlag so günstig, daß ihm an Gelde jährlich noch 25 oder 26 Millionen herausfallen.

Besitzungen der Maratten. Dieses kriegerische Volk, welches lang in seine Berge eingeschlossen war, sich nach und nach gegen dem Meere ausbreitete, nimmt heut zu Tage das große Land ein, das zwischen Surate und Goa sich erstrekt, und ist diesen beiden großen Städten gleich fürchterlich. Auf der Küste von Koromandel, bei Delhy und an dem Ganges ist es durch seine Streifereien und Räubereien berühmt; aber sein Mittelpunkt, die ganze Masse seiner Kräften, und sein bestimmter Wohnplatz ist in Malabar; da verliert es in den Provinzen, die es erobert hat, den Geist des Raubens, der es in allen Gegenden beseelet, die es blos durchstreifet. Schon hat das Schiksal der Orte sich verbessert, welche so

die reichste und bevölkertste Provinz des mogolischen Reiches. Ungeachtet der nothwendig sehr beträchtlichen Consummation in dem Lande selbst, wird noch außerordentlich viel ausgeführt. Ein Theil der Waaren geht in das Innere des Landes. Nach Tibet kommen Zeuge, auch Eisen und Tücher, die man aus Europa bringt. Die Bewohner dieser Gebirge holen sie selbst zu Parna und bezahlen sie mit Bisam und Rhabarber. Der Bisam ist ein Tibet ganz eignes Erzeugnis. Er entsteht in einem kleinen Beutel von der Größe eines Hünereyes, welcher in Gestalt einer Blase unten an dem Bauche einer Art von Rehen zwischen dem Nabel und den Geburtsgliedern wächst. Ursprünglich ist er nichts als ein faules Blut, welches in dem Beutel des Thieres gerinnt. Die gröste Blase giebt nur eine halbe Unze Bisam. Der Geruch desselben ist von Natur so stark, daß man ihn in dem gemeinen Gebrauche durch die Vermischung mit sanftern Wohlgerüchen mildern muß. Um größern Gewinn davon zu ziehen, kamen die Jäger auf den Einfall, einen Theil des Bisams aus den Blasen wegzunehmen, und die Lüke mit untereinander gehakter Leber und geronnenem Blute des Thieres auszufüllen. Um diesen betrügerischen Vermischungen vorzubeugen, verordnete die Regierung, daß alle Blasen, ehe sie zusammen genäht würden, von Aufsehern

Einkünften nur so viel zuschiken, als sie ihm geben wollen, hat der Pracht am Hofe sehr abgenommen, und die vorgemeldte Ausfuhr ist nicht mehr so stark.

Der Seehandel von Bengala, den die Eingebohrnen treiben, hat nicht die nemliche Abnahme erlitten, aber dagegen war er auch nicht so beträchtlich. Man kann ihn in zwey Zweige abtheilen, wovon Katek den grösten besizt.

Katek ist ein ziemlich großer Strich Landes, ein wenig unterhalb der westlichen Mündung des Ganges gelegen. Balassor, das an einem schiffbaren Flusse liegt, dient ihm zum Seehaven. Die Schiffahrt nach den maldivischen Inseln, welche das ungestümme Klima die Engländer und Franzosen aufzugeben nöthigte, hat sich ganz allein auf diese Rhede gezogen. Man ladet für diese Inseln daselbst Reis, grobe Zeuge, einige Seidenwaaren, und tauscht dafür Kauris ein, welche in Bengala statt der Münze dienen, und den Europäern verkauft werden.

Die Einwohner von Katek und einige andere Völker unten am Ganges, stehen mit Assam in wichtigerer Verbindung. Dieses Königreich, das man für einen ehmaligen Theil von Bengala hält, welches auch nur durch einen Fluß, der sich in den Ganges ergießt, davon abgesondert ist, sollte bekannter seyn, wenn die Behauptung wahr

ist, daß man ihm die Erfindung des Schießpulvers zu danken hat, die von Assam nach Pegu, und von Pegu nach China gekommen ist. Seine Gold = Silber = Eisen = und Bleigruben würden seinen Ruhm noch vermehrt haben, wenn sie recht gebaut worden wären. Mitten unter diesem Reichthume, den es nicht gebrauchte, fehlte ihm das Salz, wornach es ein sehr empfindliches Bedürfnis fühlte: denn man mußte sich mit demjenigen begnügen, welches man aus einigen Pflanzen auskochen konnte.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts predigten einige Bramen aus Bengala ihren Aberglauben in dem Königreiche Assam, wo man nur der natürlichen Religion anhieng. Sie überredeten das Volk, daß es der Gottheit angenehmer seyn würde, wenn es das reine und gesunde Meersalz statt desjenigen, welches ihm dasselbe ersezte, gebrauchen würde. Der Fürst gab seine Einwilligung zur Einfuhr desselben, mit der Bedingung, daß er den ausschließenden Handel desselben treiben, nur Bengaler es bringen, und die Schiffe, welche es führten, sich an den Grenzen des Reiches aufhalten sollten. Seit dieser Einrichtung gehen alle Jahre ungefähr vierzig kleine Schiffe vom Ganges nach Assam, deren Salzladungen eiuen Gewinn von fast 200 aufs Hundert betragen. Als Bezahlung erhält man ein wenig Gold

und Silber, Elfenbein, Bisam, Adlerholz, Gummilak und vorzüglich Seide. Diese, die ganz einzig in ihrer Art ist, bedarf gar keiner Abwartung. Man erhält sie von Bäumen, auf welchen die Seidenwürmer auskriechen, leben, und alle ihre Verwandlungen ausstehen. Der Inwohner hat blos die Mühe sie zu holen. Die Kokons, welche man vergißt, dienen zu neuem Saamen. Während als derselbe sich entwikelt, treibt der Baum frische Blätter, welche den neuen Seidenwürmern nach und nach zur Nahrung dienen. Diese Veränderungen geschehen des Jahrs zwölfmal, doch mit geringerm Vortheil in der Regenzeit, als in der troknen Jahrszeit. Die Stoffe, welche man von dieser Seide verfertigt, sind sehr glänzend, aber nicht sehr dauerhaft.

Außer diesen zween Zweigen der Schiffahrt, welche die Eingebohrnen aus besondern Ursachen behalten haben, sind den Bengalern alle übrige von den Europäern entrissen worden. Und es konnte auch nicht anders seyn. Wie hätte ein schwaches, behutsames, unterdrüktes Volk, das mit sehr kleinen Schiffen nur langsam längst der Küste hin seegelt, mit Vortheil mit den Fremden wetteifern können, deren Geist alles unternimmt, die in dem Ganges selbst und an allen andern Ufern besondere Vorrechte geniessen, und den Stürmen auf großen Schiffen Troz bieten? Einer

Grosse) oder auf Zins vorschießt, welcher gewöhnlich wenigstens 9 vom 100 ist, und noch stärker wird, wenn man von den Chetz, einer mächtigen Zunft entlehnen muß, welche lang die Bank des Hofes, die Generalpacht des Landes, und die Aufsicht über die Münzen in Händen hatte.

Als die europäischen Handelsleute einsahen, daß es vortheilhaft für sie wäre, näher an den Orten zu seyn, wo ihre Ladungen ausfahren, so zogen sie an dem Arme des Ganges hinauf, welcher, nachdem er sich von dem Hauptstrohme zu Morkhia getrennt hat, sich in den Ozean unter dem Namen des Flusses Ugly verliert. Die Regierung erlaubte ihnen an allen Orten Hütten zu bauen, welche Ueberfluß an Manufakturen haben; sie begieng auch die Unklugheit ihnen die Freiheit zuzugestehen, an allen Ufern dieses Flusses Vestungswerke aufzuwerfen.

Die europäischen Schiffe können das ganze Jahr in den Ganges fahren, den Weinmonat, Wintermonat und Christmonat ausgenommen, in welcher Zeit fast unaufhörliche Stürme die Schiffahrt auf dem bengalischen Meerbusen unmöglich machen. Diejenigen, welche den Fluß hinauf fahren wollen, schiffen vorher um das Vorgebirg der Palmbäume herum. Sie werden daselbst von Steuerleuten aus ihrem Volke empfangen, welche zu Balassor wohnen. Das Geld, welches sie

durch Kanäle verbunden sind, besonders gegen dem Niederganges hin, kommen durch Rangasula und Baratola in den Fluß Ugly 15 oder 20 Meilen vom Meere. Von dannen fahren sie alsdann zur Hauptniederlage einer jeden Nation hin.

Bengala liefert nach Europa Bisam, Lak, rothes Holz, Pfeffer, Kauris, und einige andere minder beträchtliche Artikel, welche von andern Orten dahin kommen. Diejenigen, welche Bengala eigen sind, sind Borax, Salpeter, Seide, und Seidenwaaren, Nesseltücher, und tausenderlei Gattungen von Zeugen.

Noch vor wenig Jahren bezahlten die Europäer alles, was sie in Bengala einkauften, mit zwanzig Millionen Livres. Ihr Eisen, ihr Blei, ihr Kupfer, ihre wollne Zeuge, die Spezereien der Holländer wogen ungefähr das Drittheil dieser Summe auf; das übrige bezahlte man mit baarem Gelde. Seitdem die Engländer sich dieses reichen Landes bemächtigt haben, steigt die Ausfuhr, und vermindern sich die Einkünfte, weil die Eroberer einen größern Theil von Waaren wegnehmen und sie mit den Einkünften des Landes bezahlen.

In diesem Zustande blieb es bis in das Jahr 1735. Da warfen die Ueberwundenen das Joch ab, und rächten das Blut ihrer alten Herrn. Der Geist der Rache, der in Indien allgemein ist, spornte sie an, daß sie den Tirannen mit seiner ganzen Familie ermordeten, und, da kein rechtmäßiger Fürst mehr übrig war, einen neuen König erwählten. Zwanzig Jahre dauerte der Friede nach diesem Sturme; aber als im Jahre 1755 ein gewisser Alonpra, ein geringer Bauer, seiner Geburt nach ein Barmer, die Fahne der Empörung über das Reich schwang, so wurde der unglükliche Fürst vom Trone gestürzt, und mußte den Kopf auf einem Blutgerüste verlieren. Alonpra's Enkel, neun und zwanzig Jahre alt, trägt jezt die Krone der beiden vereinigten Reiche Ava und Pegu.

Die Peguaner und Barmer sind nicht, wie die meisten andern asiatischen Völker, in Zünfte getheilt. Die einen, wie die andern, lieben ihr Vaterland, das ihnen ihres Lebens Unterhalt im Ueberflusse darbeut. Sie sind höflich, zuvorkommend, leutselig, großmüthig, aber ein wenig allzuempfindlich in Ansehung des Point d'honneur, und bisweilen unausstehliche Zänker. Die Geseze wußten keine bessere Art zu erfinden, sie im Zaum zu halten, als Geldstrafen. Alle Beschimpfungen sind vorhergesehen, und zu einer

Geldbuße angesezt. Ihr Gesezbuch hat viele Aehnlichkeit mit unsern salischen, ripuarischen, und burgundischen Gesezen, und man kann sich vor aller gerichtlichen Verfolgung in Sicherheit setzen, wenn man die Geldstrafe hinterlegt, und den Richtern und Schreibern die Sporteln bezahlt. Nur der Meuchelmord wird mit dem Tode bestraft. Hier bietet wie ehmals in Frankreich und Teutschland das Gesez dem Kläger die Hilfe der gerichtlichen Wasserprobe an, wenn ihm andere Beweise fehlen. Beide Parteien werden feierlich in das Wasser geworfen. Diejenige, welche zuerst wieder oben erscheint, verliert den Proceß. Das einzige Mittel dem Gegner zu entgehen, ist sich zum Sklaven des Kaisers zu machen, und ihm all sein Vermögen abzutreten. Eine solche Abtretung schüzt ihn vor jedem Zwange.

Die Peguaner sind durchgängig sehr mäßig. Ihre ganze Nahrung besteht aus Hülsenfrüchten, oder faulen Fischen, die sie zum Gewürze bei den Ragouts brauchen. Die Ehe ist bei ihnen nicht unauflöslich, und die Geseze geben demjenigen Theile die Freiheit wieder, welcher sie begehrt. Doch hat derjenige, welcher den Scheidbrief giebt, nicht das Recht etwas aus der Haushaltung mitzunehmen, als was er auf dem Leibe trägt. Die Religion in Pegu verbietet ausdrüklich die Polygamie, und nur die Großen, die sich

die Prinzen vom Geblüte, die Diener der Religion, alle müssen sich zu dieser entehrenden Stellung bequemen.

Bei allen Cerimonien sizt der König auf einem sehr hohen Thron, um zu zeigen, wie sehr er über die Prinzen an seinem Hofe erhaben ist; keiner von diesen darf in der Stadt bleiben, wenn er daraus geht, und man schließt die Thore mit großer Sorgfalt zu. Kurz, er ist so vest überzeugt, daß er mächtig genug ist, um allen Königen der Erde zu befehlen, daß er, wenn er abgespeiset hat, mit Trompetenschall verkünden läßt: Der König aller Könige, der Mächtigste aller Mächtigen seye vom Tische aufgestanden, und es stehe nun allen andern frei, sich daran zu setzen. Er glaubt, daß kein Fürst ein so schönes Reich besitze, als er, und daß die andern Nationen ohne dasselbe nicht seyn könnten. Auch das Volk stekt in diesem Irrthume; es nennt die Fremden **Waldleute**, und verzeiht ihnen alles, was sie gegen seine Gebräuche verfehlen, weil es diese Uebertretungen ihrer natürlichen Grobheit und ihrer schlechten Erziehung zuschreibt.

Die Peguaner und Barmer befolgen alle einerlei Religion, welche mit den Lehren der Bramen übereinkömmt. Die Seelenwanderung ist der Grund derselben, aber in der Anwendung ist sie in etwas modificirt worden. Sie machen sich gar

kein Gewissen, allerlei Thiere, selbst Ochsen zu essen, wenn nur sie nicht ihr Blut vergossen haben. Sie verehren, wie alle Völker in allen vier Theilen unsrer Erde, Heiligen oder Helden, denen sie die Ehre der Vergötterung zugestanden haben. Einer derselben heißt **Godeman**, welches Wort, wenn es **skandinavisch** oder sächsisch wäre, so viel als **Gottmensch** bedeuten würde.

Die Tempel der Peguaner und der Barmer haben ein ehrbares und majestätisches Ansehen. Sie füllen sie nicht mit schändlichen Bildern an, wie die Einwohner der Küste von Koromandel, von Malabar und Bengala. Die Peguaner haben eine besondere Ehrerbietung für den Tempel zu Kelkel bei Siriam; und die Barmer für den Tempel zu Digon bei Rangon, einer Stadt, die Alonpra während seiner unrechtmäßigen Regierung erbaut hat. Dieser lezte Tempel ist auf eine besondere Art gebaut. Er endigt sich kegelförmig und hat weder Thüren noch Fenster. Durch eine am Gipfel angebrachte Oefnung, wo man die goldene Krone sieht, welche Alonpra hinbringen ließ, werfen die Prinzen, die großen Herren und das Volk die unermeßlichen Reichthümer hinab, welche sie zu Geschenken darbringen. Dieser Schatz muß einer von den kostbarsten auf der Erde seyn, wenn nicht die Priester der Barmer das Geheimnis gefunden haben, ihn durch irgend einen unterirdischen Gang zu plündern.

Es existirt in diesem Reiche eine barbarische Gewohnheit, welche nur der roheste Aberglaube rechtfertigen kann. Wenn man eine Pagode baut, so wirft man die ersten vorbeigehenden in das Fundament. Diese schrekliche Cerimonie muß in einem Lande sehr häufig vorkommen, wo man kein sicherers Recht zum Paradiese erhalten zu können glaubt, als wenn man Tempel und Klöster erbaut.

Die Peguaner und Barmer haben die gröste Ehrerbietung für ihre Priester. Sie tragen den Namen Pongis, den die europäischen Reisenden in Talapoinen verwandelt haben. Als ich in meinen gottesdienstlichen Cerimonien der Völker von diesen Priestern sprach, so sagte ich, daß ihre Einsichten, ihre Klugheit, ihre Uneigennützigkeit, kurz, ihre Tugenden ihnen bei der Regierung eine solche Achtung erworben haben, daß sie ihnen ohne die geringste Schwierigkeit, einen wichtigen Theil der Staatsverwaltung anvertrauet. Ich wiederhole diesen Lobspruch um so viel lieber, da er sonst nicht leicht auf andere asiatische Priester paßt.

Die Reisen der Europäer nach Pegu sind nicht mehr so einträglich, als sie es ehedem gewesen sind. Wenn die Schiffe, welche der Handel dahin zieht, etwas gewinnen wollen, so müssen sie nach Hachem gehen, wo sie Flinten, Schießpulver,

kleine Kanonen, grobe Zeuge, Golddrath, Borten und Tücher hinführen. Sie tauschen dagegen Benzoe, Kampfer und Gold ein, an welchem man heutzutage nur 4 aufs 100 gewinnt. Die andern Gegenstände werfen sehr wenig aus. Sie gewinnen an dem, was sie verkaufen, nicht über 20 bis 25 aufs 100. Der König ist der einzige Handelsmann in seinem Reiche, und befiehlt daher nach dem Preise zu kaufen und zu verkaufen, welchen er vestzusetzen beliebet. Wenn man seiner Habsucht einige Waaren entziehen kann, so verkauft man sie seinem unterdrükten Volke, und der Gewinn ist alsdann viel beträchtlicher.

Lang besassen die Franzosen das Vertrauen der Einwohner von Hachem in ihrem Handel; allein einige unbesonnene Unternehmungen gegen dieses von Natur feige und rachgierige Volk haben es ganz von ihnen abwendig gemacht. Sie werden den Schimpf, den sie im Jahre 1770 von dem Schiffe **der Friede**, und im Jahre 1775 von **dem Sterne zu Borneo** empfangen, nie vergessen.

Sobald ein Schiff in dem Haven von Hachem Anker wirft, so muß es den König durch einen Schiffsofficier begrüßen lassen; aber nie darf man mit leeren Händen zu diesem Fürsten kommen. Die Geseze wollen, daß man ihm immer einige Geschenke bringe. Ehedem mußte man, ehe

man in sein Gemach trat, die Schuhe ausziehen; heutzutage aber kann man sich von diesem Gebrauche frei machen, wenn man nur ein Paar rothe tüchene Schuhe über diejenigen anzieht, welche man gewöhnlich trägt.

Die Schiffe, welche nach Pegu gehen, werden zu Hachem zum Theil mit Arekanüssen beladen; sie müssen anders zubereitet seyn, als diejenigen, welche man nach der Küste von Koromandel führt, welches macht, daß man sich fast 4 Monate daselbst aufhalten muß. Auf den nikobardischen Inseln machen sie ihre Ladung mit Kokosnüssen vollständig. Diese beiden Gegenstände werden nach Pegu geführt, und man gewinnt immer 35 bis 40 aufs 100.

In Pegu geht der nemliche Gebrauch, wie in Japan, im Schwange. Sobald ein Schiff vor Rangon ankert, so giebt der Gouverneur Befehl, das Steuerruder und die Kanonen auf der Lavette ans Land zu bringen; man muß ein getreues Verzeichnis von allem Schiffsvolke, allen Waffen, die auf dem Schiffe sind, von der Anzahl der Ballen von Waaren, die man mitbringt, und kurz, von allem geben, was am Bord ist. Man sondert das, was zur Ausrüstung oder zu dem Gebrauche des Schiffes gehört, von demjenigen ab, was verkauft soll werden. Nach dieser

könne: diejenigen, welche der König erhält, betreffen 10 vom 100, die man in Naturalien bezahlt, denn man zählt 9 Stüke, und das zehnte ist für ihn. Die Schreiber, welche die Aufsicht über die Waaren haben, und derjenige, welcher sie bezeichnet, haben zwey und ein halbes vom 100. Einer von den Oberhäuptern hat auch das Recht 5 Stüke zu nehmen, die aber nicht so beträchtlich seyn dürfen, als Tücher, und andere kostbare Sachen. Nach allen diesen Berichtigungen erhält man die Erlaubnis, das Schiff zu laden.

Das Holz von Tek, welches man aus Pegu führt, ist vortrefflich zum Bauen, man kann es auch zu schönem Hausgeräthe verarbeiten. Es erhält sich im Wasser ohne zu faulen, so daß man gar nicht selten in Pegu gebaute Schiffe sieht, welche länger als 100 Jahre auf dem Wasser gehen. Dieses Land ist für sich selbst sehr reich. Man findet Gold, Silber, Kupfer und Calin (*) Bergwerke darin, die aber nicht gebaut werden. Das Eisen, welches viel reiner ist, als das unsrige, findet sich in Massen von 15 bis 20 Pfund so rein, daß man es gleich verarbeiten kann. Die Rubinen, ob sie gleich sehr gemein sind, haben doch

(*) Durch die Versuche des H. Daubenton's ist es erwiesen, daß der Calin nichts anders, als Zinn ist. A. d. U.

ihren ziemlichen Werth; aber man kann sie nicht anders, als durch Kontrebande aus dem Königreiche hinausbringen. Wenn man über dem Betruge erwischt würde, so würde es unermeßliche Summen, vielleicht die Freiheit selbst, und die Confiscation des Schiffes kosten.

Man findet daselbst auch Saphire, Smaragden, Topasen und Berille. Die Peguaner nennen alle diese Edelsteine Rubinen, und unterscheiden sie durch die Beinamen, blaue, grüne, gelbe Rubinen.

Schwefel und Theer sind daselbst gemein und wohlfeil, das Erdreich ist fruchtbar, allein man pflanzt nur Reis darauf. Man säet hier eine besondere Art, welche auf der Küste sehr geschäzt wird; man nennet sie Plot. Wenn man ihn kocht, so löst er sich auf, und wird zu einer völligen Gallert.

Die Peguaner haben keine Manufaktur weder von Leinen- noch von Seidenzeugen; sie verfertigen blos einige baumwollne Zeuge für ihren eignen Gebrauch. Die andern Erzeugnisse sind Indigo, Cachou (*), Elfenbein, Fisch- Holz- und Erde-Oel. Die Pferde sind ungemein schön, die Elephanten und Büffel ungeheuer groß, so wie die Ochsen und Hämmel, an welchen das Land

(*) Eine Art Gummi, welcher zu Bisamkugeln gebraucht wird.

Ueberfluß hat. Der einträglichste Handelszweig würde der Handel mit Salpeter seyn, welchen man daselbst so häufig, wie in Bengala antrift; aber er ist die gröste Kontrebande, und der Fürst hat die Ausfuhr desselben nie erlauben wollen.

XIV.

Das Königreich Siam.

Das Königreich Siam, Tsiam, oder auch Mouang-Tay hat 340 Meilen in der Länge und 180 in der Breite. Es begreift das eigentlich so genannte Königreich Siam, das Königreich Kamboya, und die Halbinsel Malaka in sich. Dieses Land, ob es gleich von einer Kette von Bergen durchschnitten wird, welche sich bis an die Felsen der Tartarei erstrekt, ist dennoch so außerordentlich fruchtbar, daß ein großer Theil des Bodens zweihundertfältige Frucht trägt. Ja man findet solchen, der ohne die Arbeit des Landmanns, ohne die Hilfe des Säens Reis im Ueberflusse trägt, den man erndtet, wie er aufwächst, ohne Sorgfalt und Abwartung; diese Frucht, die man so zu sagen der Natur überläßt, fällt aus den Aehren und stirbt in dem Felde, in welchem sie aufwuchs, um in dem Flusse, der das Königreich wässert, wieder aufzukeimen.

Vielleicht giebt es kein Land auf dem ganzen Erdboden, wo das Obst in so großem Ueberflusse, so mannigfaltig, so gesund ist, als in dieser reizenden Gegend. Sie besizt welches, das ihr besonders eigen ist, und dasjenige, welches sie mit andern Himmelsstrichen gemeinschaftlich besizt, hat einen so vortrefflichen Geruch und Geschmak, als man sonst nirgends antrift.

Der Boden, der mit diesen unaufhörlich nachwachsenden Schätzen immer übersäet ist, bedekt noch mit einer dünnen Oberfläche Gold- Kupfer, Diamant- Eisen- Blei- und Calinbergwerke; die Ausbeute der leztern wird in ganz Asien sehr gesucht.

Die Halbinsel **Malaka** ist eine sehr schmale Erdzunge, welche 100 Meilen in der Länge haben kann. Sie hängt blos an der Nordseite mit dem vesten Lande zusammen, wo sie an das Königreich Johor grenzt, das einen Theil von Siam ausmacht. Der ganze übrige Theil wird von dem Meere bespület, welches ihn von der Insel Sumatra durch einen Kanal absondert, der unter dem Namen der Meerenge von Malaka bekannt ist.

Die Natur hat für das Glük der Malaier reichlich gesorgt. Ein angenehmes gesundes Klima, welches Winde und Wasser mitten unter der brennenden Zone mit Kühlung erfrischen: ein Boden,

der schmakhaftes Obst, womit der wilde Mensch sich begnügen kann, im Ueberflusse hervorbringt, und willig sich der Anbauung aller der Erzeugnisse darbeut, welche in dem gesellschaftlichen Leben zum Bedürfnisse worden sind; Wälder, die mit einem ewigen Grün prangen; frische Blumen, die in ununterbrochenem Treiben neben verwelkenden aufblühen; eine Luft, die mit den starken und erquikenden Wohlgerüchen geschwängert ist, welche aus der Menge der Kräuter und Blumen, womit diese aromatische Erde bedekt ist, ausduften.

Die Malaier, denen ihre tirannische Regierungsart in dem glüklichsten Lande barbarische Gesinnungen einflößt, stehen schon sehr lang in dem Rufe eines blutdürstigen und melankolischen Volkes. Sie gehen niemals ohne einen Dolch an ihrer Seite, den sie **Krid** nennen. Man sollte denken, sie hätten alle Erfindungskräfte ihres blutgierigen Geniees erschöpft, um dieses Mordgewehr zu schmieden. Es ist nichts so gefährlich, als sie, wenn sie mit diesem Instrumente bewaffnet sind. Wenn sie auf einem Schiffe sind, so ermorden sie das ganze Schiffsvolk, in dem Augenblike, wo es sich gänzlich sicher glaubt. Seit dem man ihre Treulosigkeit kennt, hüten sich alle Europäer, Malaier zu Matrosen zu gebrauchen. Allein diese Barbaren gehen noch weiter als ehedem.

in ihrer alten Wildheit, wo der Stärkere sich eine Ehre daraus machte, den Schwächern anzufallen. Hingerissen von einer rasenden unerklärlichen Begierde zu morden, ja selbst zu sterben, greifen sie heutzutage mit einem Boote von 30 Personen unsere Schiffe an, und erobern sie selbst bisweilen. Wenn sie zurükgetrieben werden, so nehmen sie doch wenigstens den schreklichen Trost mit sich, ein Blutbad angerichtet zu haben.

Der grausamste Despotismus, unter welchem Siam seufzet, verhindert dieses Land, all den Reichthum zu geniessen, mit dem die Natur es gesegnet hat. Ein Fürst, der durch seine Geburt schon verdorben wird, unterdrükt aus dem Innersten seines Serails durch seine Launen die Völker, die ihm zu Gebote stehen, oder läßt sie in seiner Unthätigkeit von andern unterdrüken. In diesem schönen Königreiche giebt es lauter Sklaven, keine Unterthanen. Sie sind in drei Klassen getheilt. Diejenigen, welche zur ersten Klasse gehören, machen die Wache des Monarchen aus, bauen seine Felder, und arbeiten in den Werkstätten, die in seinem Palaste befindlich sind. Auf der zweiten liegen die öffentlichen Arbeiten, und die Vertheidigung des Landes. Die dritte ist zum Dienste der obrigkeitlichen Personen, der Minister, und der königlichen Bedienten bestimmt. Nie gelangt ein Siameser zu einem ansehnlichen Amte,

ohne daß man ihm eine gewisse Anzahl Frohndiener schenket. So werden an dem Hofe zu Siam die vornehmen Stellen sehr wohlfeil bezahlt, weil es nicht in Gelde geschicht, sondern mit Menschen, die den Fürsten nichts kosten. Diese Unglüklichen werden schon in ihrem sechszehnten Jahre auf die königlichen Protokolle aufgezeichnet. Sobald einer aufgerufen wird, muß er sich auf den angewiesenen Posten begeben, bei Strafe in Ketten und Bande geworfen, oder zur Bastonnade verurtheilt zu werden.

In einem Lande, wo die Einwohner sechs Monate für die Regierung, ohne dafür bezahlt oder ernährt zu werden, und dann die übrigen sechs Monate für ihren Lebensunterhalt arbeiten, muß die Tirannei sich von den Menschen bis auf das Feld erstreken. Es giebt hier kein Eigenthumsrecht. Das vortreffliche Obst, welches den Reichthum der Gärten des Monarchen und der Großen ausmacht, wächst in den Gärten der Privatpersonen nicht für ihren eigenen Genuß. Wenn die Soldaten, welche die Baumgärten durchsuchen müssen, Bäume antreffen, welche vortreffliches Obst tragen, so zeichnen sie dieselbe allemal für den Tisch des Despoten, oder seiner Minister aus. Der Eigenthümer ist alsdann nichts mehr als der Wächter derselben, und wenn die Zeit, das Obst zu sammeln einfällt, so muß er bei schwerer Strafe dafür Bürge seyn.

Lange waren die Holländer das einzige Volk in Europa, welches nach Siam handelte. Der Gewinnst, den diese Republikaner daraus zogen, war fast unermeßlich. Als ein Despot, welcher dieses unglükliche Land drükte, um das Jahr 1680 der Gesellschaft die gehörige Achtung nicht erwiesen hatte, so verließ sie, um ihn deshalb zu strafen, die Handelsplätze, welche sie auf seinem Gebiete errichtet hatte, wie wenn es eine Wohlthat gewesen wäre, die sie ihm entzöge. Diese Republikaner, die sich ein großes Ansehen gaben, wollten damals ihre Gegenwart für eine vorzügliche Gunst, einen sichern Schutz, und für eine große Ehre angesehen wissen. Sie hatten dieses sonderbare Vorurtheil so sehr verbreitet, daß um sie wieder in das Land zu bringen, man ihnen eine außerordentliche Gesandschaft schicken mußte, welche wegen dem Vergangenen um Vergebung bat, und die stärksten Versicherungen für die Zukunft gab.

Allein diese Ehrenbezeugungen währten nicht immer, und die Flagge der andern Nationen sezte ihnen ein schnelles Ziel. Die Geschäfte der Gesellschaft haben in Siam immer abgenommen. Da sie keine Vestung daselbst besizt, so war sie nicht im Stande, das ausschliessende Privilegium, welches man ihr gegeben hatte, zu behaupten. Ohngeachtet der Geschenke, die sie dem Könige

geben muß, läßt er doch den Schiffen aller Nationen Waaren zukommen, und erhält auch solche von ihnen auf Bedingungen, die sehr vortheilhaft für ihn sind. Der einzige Zwang, dem sie sich unterwerfen müssen, ist der, daß sie an der Mündung des Flusses Menam bleiben müssen; da im Gegentheil die Holländer auf demselben bis vor die Hauptstadt fahren, wo sie auch immer einen Agenten haben. Dieser Vorzug macht aber mit alle dem ihre Geschäfte nicht viel weitläufiger. Sie schicken nur ein einziges Schiff dahin ab, welches mit Pferden aus Java, mit Zuker, Spezereien und Zeugen beladen ist. Sie erhalten dagegen Zinn, zu 77 Livres den Zentner; Gummilak, zu 57 Livres 4 Sous; einige Elephantenzähne für 3 L. 12 S. das Pfund, und von Zeit zu Zeit ein wenig Goldstaub. Gewiß ist, daß nur das Sapanholz sie lockt, diese Verbindung fortzusetzen; sie erhalten den Zentner für 5 L. 10 S. und brauchen es nothwendig, um die Ladung ihrer Schiffe in Ordnung zu halten. Ohne dieses Bedürfnis würden sie schon längst auf einen Handel Verzicht gethan haben, wobei die Ausgaben die Einnahme übersteigen, weil der König, welcher der einzige Handelsmann in seinem Reiche ist, die Waaren, welche man ihm zuführt, sehr gering anschlägt.

X V.

Das Königreich Tongking.

Das Königreich Tonking hat 150 Meilen in der Länge, und 100 Meilen in der Breite. Es ist dem chinesischen Reiche zinsbar. Die Luft ist daselbst sehr gut, und der Boden bringt Reis, Zuker, Seide, und Zimmet hervor. Die Hauptstadt des Reiches ist Cheko, oder auch Cachao, welche 120 Meilen von Makao, 200 Meilen von Siam und 500 von Peking liegt.

Das Königreich Tongking ist sehr bevölkert, und bringt, was zur Nothdurft und selbst was zur Freude des Lebens gehört, im Ueberflusse hervor. Die Einwohner sind schwarzgelb. Sie halten weisse Zähne für etwas häßliches, und schwärzen sie daher von Jugend auf. Die Hauptstadt begreift, wie man sagt, 20,000 Häuser in sich, die aber alle niedrig und von Leimen gebaut sind. Der König wohnt daselbst in einem prächtigen Palaste.

Der Theismus ist die Religion der Tongkineser. Die Lehrsäze des Konfuzius stehen bei ihnen in größerer Achtung, als in China selbst. Aber die Grundsäze der Regierung, die Religion, die Geseze, die Meinungen, die Religionsgebräuche

stimmen hier nicht, wie in China, mit einander überein. Daher, obgleich Tongking denselben Gesezgeber hat, ist es doch weit entfernt, dieselben Sitten zu haben. Die Tongkineer haben weder die Ehrerbietung gegen die Aeltern, noch die Liebe für den Fürsten, noch die wechselseitige Achtung einer gegen dem andern, noch die gesellschaftlichen Tugenden, welche in China herrschen. Auch nicht die Ordnung, die Polizei, die Arbeitsamkeit und die Betriebsamkeit, die man bei ihren Nachbarn antrift.

Sie überlassen sich einer übermäßigen Trägheit, einer geschmaklosen, rohen Wollust, und leben in beständigem Mistrauen gegen ihren Fürsten und die Fremden; vielleicht weil in ihrem Charakter ein gewisses unruhiges Wesen liegt; vielleicht kömmt auch dieser Geist des Aufruhrs daher, weil die Sittenlehre der Chineser das Volk aufgeklärt hat, ohne die Regierung zu bessern. Man sieht mit Schmerzen die beständigen Zwistigkeiten zwischen den Verschnittenen, welche regieren, und dem Volke, das ihr Joch unwillig trägt. Alles liegt darnieder, alles geht in diesen bürgerlichen Unruhen zu Grunde, und das Uebel wird wahrscheinlich so lang immer ärger werden, bis entweder die Unterthanen ihre Tirannen zur Aufklärung zwingen, oder diese ihre Unterthanen gänzlich in Staub treten werden. Die Portugiesen

und die Holländer, welche versucht hatten, mit Tongking in einige Verbindung zu kommen, mußten von ihrem Vorhaben abstehen. Die Franzosen waren nicht glüklicher, und das Handelshaus, das sie in der Stadt Hean errichteten, hat nur eine kurze Zeit gedauert. Unter den Europäern sind jezt nur noch einige Kaufleute zu Madras, welche die Schiffahrtnach Tongking unternommen, aufgegeben, und wieder angefangen haben. Sie theilen mit den Chinesern die Ausfuhr des Kupfers und der gemeinen Seide, welche das Land im Ueberflusse hervorbringt.

XVI.

Das Königreich Kochinchina.

Dieses Reich, welches durch eine Kette von Bergen von dem Königreiche Laos abgesondert wird, hat 200 Meilen in der Länge und 120 in der Breite. Die Hauptstadt desselben ist Hue, oder Rehue, wo zugleich der König residirt; sein Palast ist nur ein Stokwerk hoch, und ruht auf sehr fein ausgearbeiteten Säulen von Ebenholz. Diese Stadt liegt 150 Meilen von Siam und 200 von Makao.

Als in den lezten Jahrhunderten die Franzosen in diese entlegene Gegend kamen, so waren es

erst

erst 50 Jahre, daß ein Prinz aus Tongking, der vor seinem Fürsten floh, weil er ihn wie einen Rebellen verfolgte, mit seinen Soldaten und seinen Anhängern über den Fluß gesezt hatte, welcher die Grenze zwischen Tongking und Kochinchina bestimmt. Diese im Krieg geübte und polizirte Flüchtlinge vertrieben bald die zerstreuten Inwohner, welche ohne gesittetes gesellschaftliches Leben, ohne irgend eine Regierungsform herumirrten, und keine andere Geseze, als diejenigrn kannten, welche ihnen der wechselseitige und gefühlvolle Antheil einflößte, den sie einer an dem andern nahmen, sich nicht zu schaden. Die neuen Eroberer gründeten ihr Reich auf Kultur und Eigenthumsrecht. Weil der Reis sehr leicht zu pflanzen war, und eine ungemein reiche Erndte gab, so kehrten die neuen Pflanzbürger ihr Augenmerk vorzüglich auf ihn. Durch ihren Ueberfluß an schmakhaften Fischen, zogen das Meer und die Flüsse Einwohner an ihre Ufer. Man zog Hausthiere auf, einige zur Nahrung, andere zur Unterstüzung in den Arbeiten. Man pflanzte die nöthigsten Bäume, als den Baumwollenbaum, zur Kleidung. Die Gebirge und Wälder, die man nicht urbar machen konnte, gaben Wildpret, Metalle, Gummi, Wohlgerüche, und vortreffliches Holz. Dirse Erzeugnisse dienten zu Materialien, Mitteln, und Gegen-

Die Regierung der ersten sechs Könige war völlig väterlich; heutzutage hat sie sich sehr verändert. Statt des jährlichen freiwilligen Beitrags, den die Kochinchineser ihrem Oberhaupte zur Vertheidigung des Staates gaben, kamen Erpressungen und Zwang; das Joch des Despotismus drükt sie immer mehr nieder; der Fürst sieht seine Unterthanen nicht mehr als seine Kinder an; das Fest des Akerbaues, in welchem der Fürst zuerst den Pflug ergrif, ist nichts mehr als eine eitle, unnütze Cerimonie; kurz, die ursprünglichen Geseze haben nach und nach ihre Kraft verloren, und aus dieser Ursache muß man das Verderben und den nahen Untergang guter Sitten bei den Kochinchinesern erwarten.

Die Sprache dieses Volkes ist nach der Aussage der Reisenden, dieselbe, deren man sich in Tongking bedienet. Sie ist so weit ausgebreitet, daß sie die meisten benachbarten Völker verstehen, und völlig von der chinesischen verschieden (*) Man sollte sie, wie man sagt, besonders in dem Munde des Frauenzimmers, für ein Vogelgezwitscher halten. Alle ihre Worte sind einsylbig, und ihre Bedeutung wird uur durch die verschie-

(*) Herr Büsching behauptet gerade das Gegentheil. S. seine Einleitung zu Asien. Erdbeschr. 12 B. S. 13. A. d. U.

diejenigen, welche einen Besuch von jemand empfangen, dem sie Ehre anthun wollen, ihm eine Pfeife mit Tabak anbieten; darauf kömmt der Kaffee und Eingemachtes. Wenn der Stoff zur Unterredung anfängt zu fehlen, so bringt man den Sorbet, welcher den baldigen Aufbruch der Gesellschaft zu verkünden scheint. Sobald der Fremde aufsteht, um fortzugehen, so hält man ihm ein kleines Pfännchen vor, in welchem Adlerholz brennt; man läßt den Rauch desselben unter seinen Bart gehen, und parfumirt ihn mit Rosenwasser.

Wenn man dem P. de Rhodes glaubt, einem Missionar vom Jesuiterorden, welcher im Jahr 1624 in Kochinchina war; so bringt dieses gesegnete Land Bäume hervor, welche große, mit Kastanien angefüllte Säke als Frucht tragen. "Ein „ einziger von diesen Säken, sagt dieser gute „ Mann in vollem Ernste, ist so schwer, daß ihn „ ein Mensch eben tragen kann. Darum hat „ auch die Vorsehung, welche immer für das „ Wohl der Menschheit sorgt, diese fürchterlich „ große Frucht nicht aus den Aesten hervorsprossen lassen, weil diese sie nicht hätten tragen „ können, und sie mit ihrem Gewichte die Vorbeigehenden erdrükt hätte, sondern der Stamm „ dieses wunderbaren Baums trägt sie selbst. „ Der Sak besteht aus einer sehr diken Haut,

um die Wahrheiten in denselben zu entdecken, welche in Dunkelheit eingehüllt waren. Die Mohren und die Araber, durch welche Europa schon so vieles Licht erhalten hatte, mußten uns auch noch in Ansehung dieser großen Gegenstände aufklären. Diese Völker zogen unermeßliche Reichthümer aus einem Lande, welches man für verbrennt hielt, mitten über ein Meer her, das man unzugänglich glaubte. In den Kriegen, die man mit ihnen führte, deren Schauplatz die Barbarei war, erfuhr man die Quellen ihres Glüks, und man beschloß, auch daraus zu schöpfen. Diesen Vorsatz faßten Abentheurer von allen Nationen. Heinrich, Sohn Johanns des Ersten, Königs von Portugall, welcher zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts lebte, war der erste, welcher auch kluge Maasregeln ergriff.

Dieser Prinz benutzte die wenigen astronomischen Kenntnisse, welche sich unter den Arabern noch erhalten hatten. Es wurde auf seinen Befehl zu Sagres, einer Stadt in Algarbien, wo er seine Residenz hielt, ein Observatorium erbaut, auf welchem die jungen Edelleute von seinem Hofe unterrichtet wurden. Er hatte vielen Antheil an der Erfindung des Astrolabiums, und sah am ersten den Nutzen des Kompasses ein, welcher zwar in Europa schon bekannt war, aber noch nicht zur Schiffahrt angewandt wurde.

Die Steuerleute, welche unter seinen Augen gebildet wurden, entdekten im Jahr 1419 die Insel Madera. Nach dieser Unternehmung segelten die Portugiesen an die westliche Küste von Afrika hin, wo 100 Jahre vorher sich normännische Seefahrer niedergelasseu hatten. Unermeßlicher Reichthum war die Frucht dieser Entdeckungen, und spornte den Muth dieser Völker noch mehr an; sie entschlossen sich, ihren Namen in den fernsten Gegenden bekannt zu machen. Unter der Regierung Johanns des zweiten, eines aufgeklärten Fürsten, welcher zuerst Lisabon zu einem freien Seehaven machte, und die Sternkunde auf die Schiffahrt anwenden ließ, schifften die Portugiesen unter der Anführung des Bartholomäus Diaz um das äußerste Vorgebirg von Afrika herum. Man nannte es damals das stürmische Vorgebirg, allein der Prinz, welcher den Weg nach Indien vorher sah, nannte es das Vorgebirg der guten Hoffnung.

Emanuel verfolgte die Unternehmungen seiner Vorfahren. Er ließ den 8 Heumonat 1497 unter dem Befehl des Vasko de Gama eine Flotte von drey Schiffen absegeln. Der Admiral erlitt viele Stürme, umschiffte die östliche Küste von Afrika; irrte auf unbekannten Meeren herum, und ländete endlich nach einer Reise von dreyzehn Monaten in Hindistan an.

Stande, und Magellan schiffte im Jahre 1519 durch die Meerenge, welche seinen Namen trägt. Der große Mann hatte das Unglük, auf seiner Reise umzukommen, allein sein Schiff segelte nichts destoweniger um die Welt, und dieses Beispiel lehrte das erstaunte Europa, daß die Gestalt der Erde sphärisch ist.

Daß die Spanier diesen neuen Weg entdekt hatten, dieß war ein mächtiger Sporn für den Ehrgeiz der Engländer. Sie faßten den Entschluß einen dritten Weg gegen Norden zu suchen, nachdem ihnen der erste Versuch mislungen war. Ein Kaufmann von London, Namens **Horne**, hielt bei seinem Hofe im Jahr 1527 dringend an, eine Unternehmung wieder zu wagen, deren Gegenstand wäre, den Weg nach Indien um einige tausend Meilen abzukürzen. Heinrich der achte, welcher damals regierte, hatte durch das schlechte Glük des Johann Cabota den Muth verloren. Man unternahm nichts, bis im Jahr 1551. Da entstund in London eine **Gesellschaft für die Entdeckung der unbekannten Länder**, deren Oberhaupt Sebastian Cabota, des Johann Cabota Sohn war. In der Ausführung dieses Unternehmens entdekten die Engländer den Weg nach Rußland zu Wasser, und nahmen einen grossen Theil der nordamerikanischen Küsten in Besitz. Dieses flößte ihnen damals eine solche Hoffnung

ein, daß sie mehr als vierzig Jahre lang immer neue Spekulationen machten, ihren Handel und ihre Besitzungen zu erweitern. Allein nach unendlich vielen, eben so gefährlichen als fruchtlosen Versuchen, verloren die Engländer endlich alle Hoffnung, einen Weg weder nordost- noch nordwestwärts nach Indien zu finden, und entschlossen sich, denselben zu nehmen, den die Portugiesen um das Vorgebirg der guten Hoffnung herum gefunden hatten. Die ersten Schiffe, welche sie auf diesem Wege nach Indien schikten, segelten im Jahr 1591 ab, und man muß sich um so mehr wundern, daß sie diesen Weg erst so spät nahmen, da sie alle Vortheile genau kannten, welche sie in Ostindien hoffen konnten, sowohl durch die zwo Reisen um die Welt, die eine, welche Drake im Jahr 1577, und die andere, welche Candish im Jahr 1586 unternommen hatte, als auch durch die öftern Vortheile, welche die andern Nationen daraus zogen. Die ostindische Gesellschaft, welche im Jahr 1600 aus einer Gesellschaft von Kaufleuten entstund, brachte all diesen Aufschub mit vielem Vortheil wieder ein, und wirklich, wenn man die Sache genau bestimmen will, so kann man den Handel der Engländer nach diesem Welttheile erst in dieses Jahr setzen.

Die Holländer, welche es ebenfalls versucht hatten, nordost- und nordwestwärts einen Weg nach Indien zu entdecken, kamen endlich, wie die Engländer, zum Wege um das Vorgebirg der guten Hoffnung zurük. Ihr erster Versuch fällt erst in das Jahr 1595, allein ihre Macht war damals so groß, daß sie sich in kurzer Zeit auf den Meeren des Orients furchtbar machten. Sie gründeten nach und nach eine fast unumschränkte Macht in diesen Gegenden auf den Untergang der Portugiesen, welchen sie den grösten Theil ihrer Besitzungen wegnahmen.

Die Franzosen, Schweden und Dänen unternahmen auch verschiedene Reisen nach diesen reichen Ländern; allein ihre Unternehmungen hatten weder den Glanz noch den glüklichen Fortgang, den die Portugiesen, Engländer und Spanier genossen, weil sie nicht so viele Schiffe ausrüsteten, und auch damals noch nicht so sehr zur Seefahrt und zu dem Handel abgerichtet waren. Doch haben sie einige Niederlagen in Indien errichtet; allein sie stehen immer den Nationen weit nach, welche ihnen das Beispiel gegeben haben. Besonders besitzen die Spanier und die Engländer unermeßliche Länder in Asien und Amerika, die vielleicht größer sind, als das ganze Gebiet des ehmaligen römischen Reiches es nicht war. Sie könnten ihnen ein gefährliches Ueber-

gewicht in der Wagschaale von Europa geben, wenn uns nicht die Erfahrung einstimmig mit der Philosophie gelehrt hätte, welche schwere Last es für eine Macht ist, über entlegene Völker zu herrschen. Der Handel allein, und nicht die Gewalt der Waffen, erwirbt uns den Reichthum der Gegenden, die unter einem von dem unsrigen verschiedenen Himmelsstriche liegen.

I.

Besitzungen der Franzosen in Indien.

Kein König von Frankreich hatte je mit Ernst an die Vortheile gedacht, die der Handel nach Indien seinem Reiche verschaffen könnte, und der Glanz, den er über die andern Nationen verbreitete, hatte keine Nacheiferung bei den Franzosen erwekt. Sie verbrauchten mehr morgenländische Erzeugnisse, als die andern Völker; sie waren auch glüklich genug gelegen, um sie selbst an der Quelle holen zu können; allein sie begnügten sich fremder Thätigkeit die Industrie zu bezahlen, da es doch nur bei ihnen stund, an derselben Theil zu nehmen. Zwar hatten einige Handelsleute von Rouen im Jahr 1503 eine schwache Ausrüstng gewagt; allein Gonneville, der sie kommandirte, wurde an dem Vorgebirge der

guten Hoffnung von heftigen Stürmen überfallen, welche ihn an unbekannte Küsten verschlugen, wo er viele Mühe hatte, den Weg nach Europa wieder zu finden.

Im Jahr 1601 rüstete eine Gesellschaft in Bretagne zwey Schiffe aus, um, wenn es möglich wäre, an den Reichthümern des Orients Theil zu nehmen, um welche die Portugiesen, Engländer und Holländer sich mit den Waffen stritten. Pyrard, welcher sie kommandirte, kam an die maldivischen Inseln, und sah sein Vaterland erst nach einer unglüklichen Reise von 10 Jahren wieder.

Eine neue Gesellschaft, deren Oberhaupt Girard le Flamand war, ließ in den Jahren 1616 und 1619 einige Schiffe aus der Normandie nach der Insel Java segeln. Sie kamen mit einer Ladung zurük, welche zwar die Theilnehmer schadlos halten konnte, aber doch zu schwach war, um sie zu neuen Unternehmungen aufzumuntern.

Als der Kapitain Reginon sah, daß diese fruchtlose Unternehmung im Jahr 1633 ein Ende hatte, so bewog er zwey Jahre hernach verschiedene Handelsleute zu Dieppe sich in eine Laufbahn einzulassen, die jedem, der sie mit Verstande und Einsichten durchgieng, großen Reichthum gewähren konnte. Das Glük belohnte diesen neuen Abentheurern ihre Mühe nicht. Der einzige Nutzen,

den

den man von diesen wiederholten Unternehmungen hatte, war eine große Meinung von Madagaskar, welches die Portugiesen, Holländer und Engländer bis dahin verachtet hatten, weil sie daselbst keinen der Gegenstände angetroffen hatten, die sie nach dem Orient zogen.

Der vortheilhafte Begriff, den die Franzosen sich von dieser Insel gemacht hatten, gab im Jahr 1642 zur Entstehung einer Gesellschaft Anlaß, welche eine große Niederlage daselbst errichten wollte, um ihren Schiffen den weitern Weg zu erleichtern und zu versichern. Ihre Erlaubnis sollte zwanzig Jahre währen; allein die Grausamkeit, die Betrügerei und die Treulosigkeit ihrer Agenten liessen sie nicht ihre Laufbahn ganz vollenden. Als der Marschall de la Meilleraye erfuhr, daß die Gesellschaft zu Grunde gieng, so zog er die Trümmer ihres Glükes an sich, und faßte den Entschluß, eine so schlecht ausgeführte Unternehmung zu seinem eigenen Nutzen wieder empor zu bringen. Er erreichte seine Absicht so wenig, daß sein Vermögen nur für 20,000 Liv. verkauft wurde, und mehr war es auch nicht werth.

Endlich versuchte Colbert im Jahr 1664 Frankreich einen Handel nach Indien zu verschaffen. Dieser Minister errichtete eine Gesellschaft, und gab ihr alle die Privilegien, welche die englische und holländische Gesellschaften genossen. Er that

noch mehr: weil er überzeugt war, daß die großen Handlungsunternehmungen sich auf das öffentliche Zutrauen gründen müssen, so nahm er alle Mittel zu Hilfe, welche dasselbe erwerben konnten.

Das ausschliessende Privilegium wurde der Gesellschaft auf 50 Jahre ertheilt, damit sie Muth haben möchte, große Niederlagen zu errichten, wovon sie auch Zeit hätte, den Nutzen zu ziehen. Alle Fremden, welche 20,000 Livres dazu schossen, wurden zu Innwohnern des Königreichs erklärt, ohne daß sie sich erst mußten naturalisiren lassen. Um den nemlichen Preis erhielten Beamte, welche Bedienung sie auch bekleideten, die Freiheit, sich nicht beständig an dem Orte aufzuhalten, wo ihr Amt sie hin verpflichtete, ohne doch etwas von den Einkünften und der Besoldung ihrer Stellen zu verlieren. Was zur Erbauung, Ausrüstung, Verproviantirung der Schiffe bestimmt war, war von allen Abgaben für die Ein- und Ausfuhr, so wie auch von den Admiralitätsgebühren (droits d'Amirauté) frei. Der Staat machte sich anheischig, 50 Livres von der Tonne Waaren zu bezahlen, die man aus Frankreich nach Indien führen, und 75 Livres für jede Tonne, die man daraus erhalten würde. Man versprach die Niederlassungen der Gesellschaft mit den Waffen zu unterstüzen, sie auf ihren Hin- und Rükreisen mit so zahlreichen Geschwadern zu beschützen, als es die Umstände erfodern würden.

Man verwebte die herrschende Leidenschaft der Nation in diese Unternehmung. Man versprach allen denen, welche sich in dem Dienst der Gesellschaft hervorthun würden, Ehrenbelohnungen und erbliche Titel. Da der Handel in Frankreich erst aufzuleben anfieng, und er die 15 Millionen noch nicht austragen konnte, welche den Fond der neuen Gesellschaft ausmachen sollten, so erbot sich das Ministerium, drei Millionen dazu vorzustreken. Die Großen, die obrigkeitlichen Personen, die Bürger von allen Ständen wurden eingeladen, an der übrigen Summe Theil zu nehmen. Die Nation, die ihrem Monarchen zu gefallen zu leben suchte, trat diesem Unternehmen mit ungemeinem Eifer bei. Madagaskar wurde wieder zum Pflegort des neuen Handels bestimmt. Die öftern Unglüksfälle, die man daselbst erlitten hatte, erstikten den Gedanken doch nicht, daß sie der beste Grund des ungeheuern Gebäudes wäre, welches man aufführen wollte. Unglüklicher Weise stürzte das Betragen der Agenten der Gesellschaft alle ihre Hoffnungen darnieder. Schaamlos entwendeten sie einen Theil des Fonds, den sie zu verwalten hatten, verwendeten noch beträchtlichere Summen zu unvernünftigen oder wenigstens unnützen Ausgaben, und machten sich sowohl bei den Europäern, deren Fleiß sie aufmuntern, als auch bei den Eingebohrnen, deren

Liebe sie durch Sanftmuth und Wohlthaten gewinnen sollten, gleich verhaßt. Die Verbrechen und die Unglüksfälle häuften sich so sehr, daß die Mitglieder der Gesellschaft im Jahr 1670 für gut fanden, der Regierung eine Besitzung wieder zu überlassen, die sie von ihr erhalten hatten.

Seit dieser Begebenheit gehen die Schiffe der Gesellschaft geradezu nach Indien. Durch die Intriguen Makara's, der in Ispahan gebohren war, aber in französischen Diensten stund, erhielt sie die Freiheit, Handlungshäuser an verschiedenen Küsten der Halbinsel zu errichten. Man versuchte es auch, an dem Handel nach Japan Theil zu nehmen. Colbert erbot sich, lauter Protestanten dahin zu schiken; allein durch die Kunstgriffe der Holländer wurde den Franzosen der Eintritt in dieses Reich versagt, wie er auch schon den Engländern verwehrt worden war.

II.

Besitzungen der Franzosen auf der malabarischen Küste.

Zwischen Kanara und Kalekut ist ein Strich Landes, der sich 18 Meilen an der Küste hin, und 7 bis 8 Meilen in das veste Land hinein erstrekt. Der Boden ist sehr ungleich und mit

Pfeffer und Kokosbäumen überdekt. Das Land theilt sich in verschiedene kleine Distrikte, welche indischen Edelleuten gehören, die alle Vasallen des Hauses Kolastry sind. Das Oberhaupt dieser braminischen Familie schränkt sich auf den Dienst der Gottheit ein. Die Verrichtung weltlicher Geschäfte würde seine Würde entehren; der nächste Verwandte regiert an seiner Stelle. Der Staat ist in zwo Provinzen getheilt. In **Irouvenate**, welche die beträchtlichste ist, befindet sich das Handlungshaus von Tellicherry, allwo die Engländer jährlich 1,500,000 Pfund Pfeffer kaufen, und das Handlungshaus zu Kananor, welches die Holländer, weil es ihnen zur Last war, für ungefähr 250,000 Livres verkauft haben.

In die andere Provinz, welche den Namen **Kartenate** führt und nur 5 Meilen sich an der Küste hin erstrekt, berufte man die Franzosen im Jahr 1722. Man hatte die Absicht, sich derselben gegen die Engländer zu bedienen; allein ein Vergleich machte ihre Hilfe unnütz, und sie sahen sich gezwungen, einen Posten zu verlassen, der ihnen einige Hoffnung für die Zukunft einflößte. Rache und Ehrgeiz brachten sie im Jahr 1725 in größerer Anzahl wieder dahin, und sie sezten sich mit den Waffen in der Hand an der Mündung des Flusses Mahe vest. Ungeachtet dieser Gewaltthätigkeit, erhielten sie doch von dem Fürsten

welcher in diesem Distrikt regierte, ein ausschliessendes Privilegium für den Pfefferhandel. Eine so vortheilhafte Vergünstigung machte eine Kolonie entstehen, welche aus 6000 Indianern bestund. Sie bauten 6350 Kokosbäume, 3967 Arekabäume und 7762 Pfefferbäume. In diesem Zustande war diese Niederlage, als sich die Engländer im Jahr 1760 derselben bemächtigten.

Die Liebe zur Zerstörung, die sie in ihren andern Eroberungen geäußert hatten, folgte ihnen auch nach Mahe. Sie wollten die Häuser niederreissen und die Inwohner aus einander jagen; der Fürst des Landes aber brachte sie auf andere Gesinnungen. Alles wurde gerettet, außer den von Herrn de la Bourdonnaie erbauten Vestungswerken. Bei ihrer Rükkehr traffen die Franzosen alles noch fast in dem nämlichen Zustande an, in dem sie es verlassen hatten. Sie fiengen an die fünf Kastelle wieder in Stand zu stellen, welche sie ehmals beschüzten; allein die Engländer haben sie in dem erst geendigten Kriege wieder geschleifet.

Mahe ist zwischen Anhöhen gelegen, und es giebt wenig so vortreffliche Lagen, als dieser Ort hat. Der ausschließende Handel mit dem besten Pfeffer in der ganzen Gegend, zu welchem noch der Handel kömmt, den man mit Kardomomen, Sandel, Ingwer und Zimmet treiben kann, verdiente, daß die Franzosen ernstlichere Rükſicht auf

diesen Platz nähmen. Der Fluß ist angenehm und tief. Wenn man die Sandbänke an der Mündung ein wenig abtrüge, so könnte man einen Seehaven daselbst anlegen, welcher für Schiffe von 5 bis 600 Tonnen Raum hätte. Die Berge, welche sich wie ein Amphitheater herumziehen, sind sehr gut für den Reisbau gelegen. Jeder Einwohner hat ein vierekigt Stük Landes, das mit einer 6 Schuh hohen Mauer eingefaßt und mit Kokos, Jakiers, Mourong, und Houettebäumen bepflanzt ist, an welchen der Pfeffer und der Betel sich hinaufschlingen; es ist nichts angenehmers, als diese Pflanzungen. Die Reisfelder sind in verschiedene Theile von 50 bis 60 Schuhen getheilt, und mit einer Erhöhung von anderhalb Schuhen eingefaßt, die so breit ist, daß ein Mensch auf derselben gehen kann. Auf diese Art machen diese Vierecke eben so viele Behälter aus, welche das Wasser in den Reisfeldern aufhalten.

III.

Besitzungen der Franzosen auf der Küste von Koromandel.

Gegen Norden von dieser unermeßlichen Küste besitzt Frankreich Yanaon in der Provinz Ragimendry. Dieser Handlungsplatz, der kein umlie-

gendes Gebiet besizt, und 9 Meilen von der Mündung des Flusses Ingerom liegt, war doch ehmals blühend. Aus Beweggründen, welche die Klugheit vorschrieb, vernachläßigte man ihn um das Jahr 1748. Doch könnte man für 4 bis 500,000 Livres Waaren daselbst kaufen, weil in der Nachbarschaft ziemlich viel gute und schöne Zeuge verfertigt werden. Einige glükliche Erfahrungen beweisen es, daß man die europäischen Tücher mit Vortheile daselbst absetzen kann. Der Handel würde viel mehr eintragen, wenn man den Gewinnst nicht mit den Engländern theilen müßte, die eine kleine Niederlage nur 2 Meilen weit von der französischen haben.

Der Handlungsplatz zu **Karikal** ist viel beträchtlicher, als dieser. Diese Stadt, welche in dem Königreiche Tanschaur an einem der Arme des Koltam liegt, welcher Schiffe von 150 Tonnen trägt, wurde im Jahr 1738 von einem abgesezten Könige, welcher allenthalben Unterstüzung suchte, an die Gesellschaft abgetreten. Seine Umstände verbesserten sich wieder, ehe er noch seinem Versprechen Genüge geleistet hatte, und er nahm seine Schenkung wieder zurük. Ein Nabab griff den Ort mit seinen Leuten an, und lieferte ihn im Jahr 1739 den Franzosen wieder aus, deren Freund er war. In diesen Umständen wurde der undankbare und treulose Fürst durch

die Intriguen seiner Oheime erwürgt. Sein Tronfolger, der seines Vorfahren Feinde, wie seinen Tron geerbt hatte, wollte sich die Freundschaft eines mächtigen Volkes erwerben, und bestätigte die Franzosen in ihrer Besitzung. Als die Engländer sich derselben im Jahr 1760 bemeisterten, schleiften sie die Vestungswerke. Darauf wurde sie den Franzosen wieder eingeräumt, welche daselbst im Jahr 1765 wieder einzogen. Gegenwärtig ist Karikal ein offener Ort, welcher durch seine Lage der Hauptort des Handels der Franzosen in Indien werden könnte. Die indischen Häuser sind daselbst reinlicher und schöner gebaut als an keinem andern Orte auf der Halbinsel. Es steht eine Reihe von Bäumen auf beiden Seiten der Straßen, die sie mit ihrem Schatten bedecken, und die Stadt ist nach der Schnur gebaut. Da sie in der Nachbarschaft von Tanschaur liegt, so könnte sie die Kornkammer von Indien werden. Sie hat ungefähr 15,000 Einwohner, wovon die meisten gemeine Schnupftücher und Zeuge zum Gebrauche der Eingebohrnen verfertigen. Diese Anzahl der Einwohner wird wahrscheinlicher Weise in der Folge zunehmen, weil man vermuthen kann, daß die Handelsleute und die Banianen von Naour sich vorzüglich unter den Schutz der französischen Vestungen begeben werden, wo sie ihren Handel ungehindert treiben, und ihr Glük ungestört

werden geniessen können. Es wäre leicht einen Seehaven in dem Flusse zu graben, und sein Wasser bis an die Mauern der Stadt zu leiten.

Das Gebiet von Karikal, welches durch die Länder, die der König von Tanschaur im Jahr 1749 abgetreten, beträchtlich vermehrt wurde, ist das wieder geworden, was es in den ersten Zeiten war, 2 Meilen groß in der Länge und eine Meile in seiner grösten Breite. Seine Grenzen sind an dem Flusse Naour durch 6 Aldeen, die seine Ufer bedecken, bestimmt; die vornehmste darunter heißt Tiranoule-Nayenpatnam. Sie hat nicht weniger als 25,000 Einwohner. Man verfertigt daselbst Zeuge, welche denen, die in der nördlichen Gegend verfertigt werden, nachstehen; Schnupftücher, Gingans, grobe Zize, welche die Holländer holen, um sie auf die östliche Küste zu führen.

Frankreich kann alle Jahre aus dieser Besitzung 200 Ballen Zeuge oder Schnupftücher erhalten, welche man in Europa brauchen kann, und vielen Reis, die andern Kolonien damit zu versehen. Diese Niederlage ist die einzige, welche so viel austrägt, als ihre Unterhaltung kostet.

Alle Waaren, welche man zu Karikal, zu Yanaon, und in den andern minderwichtigen französischen Handlungsplätzen kauft, werden nach Pondichery oder Pudutschery geführt, welches

der Hauptort aller französischen Niederlassungen in Indien ist. Diese Stadt, deren Handel anfangs sehr schwach war, wurde mit der Zeit groß, mächtig und berühmt. Ihre Straßen, welche meistentheils sehr breit und alle nach der Schnur gezogen sind, waren mit zwo Reihen von Bäumen besezt, welche selbst mitten im Tage kühlenden Schatten verbreiteten. Eine Moschee, zwo Pagoden, zwo Kirchen, und der Pallast des Befehlshabers, welcher für das prächtigste Gebäude im ganzen Orient gehalten wurde, waren bewundernswürdige öffentliche Denkmäler. Man hatte im Jahr 1740 eine kleine Citadelle erbaut, welche aber unbrauchbar geworden war, seit man erlaubt hatte, Häuser um dieselbe herum zu bauen. Um dieses Vertheidigungsmittel zu ersetzen, hatte man drei Seiten von der Stadt mit einem Wall, einem Graben, Bastionen und einer an etlichen Orten unvollkommenen Glacis bevestigt. Die Rhede wurde von Batterien vertheidigt, welche mit vieler Einsicht angelegt waren.

Die Stadt enthielt in einem Umfange von einer großen Meile 70,000 Einwohner: 4000 waren Europäer, halbweisse, (Métis) und Topassen. Aufs höchste waren 10,000 Muhamedaner darinn. Die übrigen waren Indianer, wovon 15,000 Christen, und die andern von 17 bis 18 verschiedenen Kasten waren. Drey Aldeen, die

von der Stadt abhiengen, konnten 10,000 Seelen enthalten.

In diesem Zustande war die Kolonie, als in den ersten Tagen des Jahrs 1761 die Engländer sie eroberten, sie von Grund aus zerstörten, und alle Einwohner daraus vertrieben. Als sie durch den Frieden zu Versailles wieder an Frankreich gekommen war, so liefen die alten Bürger von allen Seiten wieder hinzu, um ihre Wohnplätze wieder einzunehmen. Schon hatten 30 bis 40,000 Inwohner ihre alten Wohnungen wieder aus den Trümmern aufgebaut, als den 18 Weinmonat im Jahr 1778 Herr von Belcombe gezwungen war die Stadt den Engländern zu übergeben. Die Franzosen hatten sich mit solchem Muthe vertheidigt, daß sie erst kapitulirten, nachdem sie den Feinden 5000 Mann zu Grunde gerichtet hatten, unter welchen 400 Europäer und 54 Officiere waren. Ueberdies kostete diese Belagerung die Engländer 11 Lacs de Pagodes, welches ungefähr 10 Millionen unsers Geldes macht. Diese Eroberung blieb fast 5 Jahre in ihren Händen, und in den Friedenspräliminarien, welche den 20 Jänner zwischen Frankreich und England unterzeichnet worden sind, wurde sie den Franzosen wieder eingeräumt.

Die Stadt Pondichery, die wie alle andre auf der Küste von Koromandel liegenden Städte kei-

nen Seehaven besizt, hat einen Vorzug vor den andern darinn, daß sie eine viel bequemere Rhede hat. Die Schiffe können nah an dem Ufer ankern, so daß sie von den Kanonen der Vestuugswerke beschüzt werden. Ihr Gebiet hat drei Meilen in der Länge und eine Meile in der Breite mit Einbegrif der zwey Distrikte von Valanour und Bahour, welche durch den vierzehnten Artikel der lezten Friedenspräliminarien hinzugekommen sind, und ist nichts als ein unfruchtbarer Sandboden an dem Ufer des Meers; doch kann man Reis und Gartenfrüchte darauf pflanzen, und Chayaver, eine Wurzel, die zu den Farben dient. Zween schwache Bäche, welche durch das Land fliessen, und zur Schiffahrt unbrauchbar sind, haben ein vortreffliches Wasser zum Färben, besonders für das Blaue. Mitten in der Stadt erhebt sich ein Hügel 100 Toisen über das Meer empor, welcher auf 7 bis 8 Meilen weit den Schiffen zum Wegweiser dient, ein unschäzbarer Vortheil an einer durchgängig zu niedrigen Küste. Am Ende dieser Anhöhe ist ein sehr großer Teich, den man schon vor einigen Jahrhunderten gegraben hat, und welcher, nachdem er ein großes Stük Landes mit Kühlung und Fruchtbarkeit durchströhmt hat, die Gegenden von Pondichery wässert. Kurz, die Kolonie ist vortrefflich gelegen, um die Lebensmittel und Waaren aus Karnate, Mayssour, und Tanschaur zu erhalten.

IV.

Besitzungen der Franzosen in Bengala.

Dieses reiche Land gehört fast ganz den Engländern, und durch den Friedensschluß vom Jahr 1763 haben sich die Franzosen verpflichtet, keine Vestungen daselbst zu erbauen, auch keine Truppen daselbst zu unterhalten. **Chandernagor** ist der einzige Ort, welchen Frankreich in Bengala besizt. Diese Stadt zählte vor dem im Jahr 1763 geendigten Kriege 60,000 Einwohner. Jezt sind nur noch 24, bis 30,000 darin, und durch den dreizehnten Artikel der Friedenspräliminarien, welche den 20 Jänner dieses Jahrs zwischen Frankreich und England sind unterzeichnet worden, wurde vestgesezt, daß Frankreich die Freiheit haben sollte, einen Graben um die Stadt für den Ablauf des Wassers zu ziehen.

Lang übten die Engländer, übermüthig durch ihre Macht in Bengala, und nicht zufrieden mit dem Vorzug, den ihnen ihre unumschränkte Macht verschaffte, die schreiendsten Ungerechtigkeiten und Gewaltthätigkeiten gegen die Franzosen, ihre Nachbarn, aus. Mitten in einem Frieden, der durch die heiligsten Schwüre bekräftigt war, griffen sie die Handlungshäuser der Franzosen an, nahmen

ihnen mit Gewalt die Arbeiter weg, welche ihnen anständig waren, zerrissen die Zeuge an dem Weberstuhle, welche für sie bestimmt waren, verlangten, daß die Manufakturen in dem günstigen Vierteljahre nur für sie arbeiten sollten, und befahlen, daß die für ihre Schiffe bestimmten Ladungen erst mußten ausgesucht und vollständig gemacht werden, ehe man etwas aus den Werkstätten entäußern durfte. Sie nahmen das gemeinschaftliche Vorhaben der Franzosen und Holländer, die Weber genau zu zählen, und beide mit der einen Hälfte derselben sich zu begnügen, die andere Hälfte aber den Engländern ganz allein zu überlassen, für einen Schimpf auf. Dieses herrschsüchtige Volk trieb seine Foderungen so weit, daß es verlangte, seine Faktoren sollten das Recht haben, in Chandernagor selbst einzukaufen, und man mußte sich lange diesem harten Geseze unterwerfen, um nicht von den Märkten in ganz Bengala ausgeschlossen zu werden. Doch hofft man, daß der Krieg, dessen traurige Folgen England wirklich empfindet, es endlich zu sanftern Grundsäzen bringen wird, daß die Handelsleute auf dieser Insel, nicht sowohl Habsucht, als vielmehr Thätigkeit und Einsichten in ihrem Handel zeigen, und ohne Widerwillen es künftighin dulden werden, daß die Franzosen sich auch in Bengala auszeichnen, und daß die Freundschaft, welche durch den Frieden

wieder geknüpft worden ist, nicht mehr durch Ausbrüche der Gewaltthätigkeit und der Habsucht wird unterbrochen werden, die eine gesittete Nation in der That beschimpfen.

V.

Besitzungen der Engländer in Indien.

Es ist oben gesagt worden, daß verschiedene englische Seefahrer es lang und fruchtlos versuchten, einen Weg nach Indien durch das Nordmeer zu finden. Diese mislungenen Versuche bewogen andere, einen sicherern Weg zu suchen. Drake, Stephens, Cawendish und einige andere kamen dahin; einige durch das Südmeer, andere segelten um das Vorgebirg der guten Hoffnung herum. Der Nutzen, den man von diesen Reisen zog, war groß genug, um im Jahr 1600 die geschiktesten Handelsleute von Europa zu bewegen, eine Gesellschaft zu errichten. Sie erhielt ein ausschließendes Privilegium für den Handel nach Indien auf 15 Jahre. Es stund darin, daß wenn dieses Privilegium dem Wohl des Staates nachtheilig scheinen würde, so sollte es abgeschafft werden, und die Gesellschaft aufhören, doch so, daß man ihr zwey Jahre zuvor Nachricht davon geben würde.

Diese

Diese erste Gesellschaft, welche ihre Entstehung dem aufgeklärten Geiste der Königin Elisabeth zu danken hatte, richtete nichts beträchtliches aus, und hörte mitten in den Unruhen auf, welche bald darauf in England entstunden. Unter der Regierung Karls des Zweyten entstund eine zweyte Gesellschaft. Sie brachte Bombay, als einen Theil des Wittums der Königin Katharina an sich, und erhielt dadurch einigen Glanz; allein da die Natur ihres Privilegiums sie in ihren Verrichtungen einschränkte, so konnte sie unter den unruhigen Regierungen Karls und Jakobs des Zweyten den englischen Handel nicht sehr weit ausbreiten. Man erlaubte den Gesellschaften nur mit sechs großen Schiffen und sechs kleinen Rennschiffen (Pinasses) nach Indien zu fahren, und man vermuthet, daß diese Einschränkung die Frucht der niederträchtigen Geldgierde Karls war, welcher insgeheim einige Geschenke von den Portugiesen, die damals in Indien mächtig waren, erhalten hatte, damit die Vortheile, welche der Besitz von Bombay den Engländern gewährte, ihrem Handel nicht schaden möchten.

Diejenigen, welche nach der Staatsveränderung, welche das Haus Stuart aus England vertrieb, von dem König Wilhelm und der Königin Maria ein neues Patent erhielten, giengen in ihren Unternehmungen so träge zu Werke, daß Privat-

kaufleute, ohne Privilegien und Patente, sich nicht fürchteten, das königliche Ansehen blos zu geben, und in die Rechte der alten Gesellschaft einen Eingriff zu thun, indem sie eine neue errichteten. Sie wetteiferten mit einem Korps, dessen Einsichten durch die Erfahrung zugenommen hatten, und welches es Nebenbuhlern weit zuvor thun sollte, die nicht den geringsten Begrif von den kaufmännischen Geschäften in Asien hatten.

Nach der Errichtung dieser zweyten Gesellschaft verschaffte der Wetteifer dem indischen Handel alle Vollkommenheit, deren er in dieser Zeit fähig war. Wahrscheinlicher Weise trug auch der glükliche Fortgang der englischen Kolonien und des Handels in England vieles dazu bei. Dieser Wetteifer dauerte bis in das sechste Jahr der Regierung der Königin Anna. Da vereinigte ein Parlamentsbefehl beide Gesellschaften, die sich wechselsweise in ihren Verrichtungen nur hinderten. Der Befehl für die Entstehung dieser neuen Gesellschaft wurde oft erneuert, und ihr Privilegium soll noch 20 Jahre dauern.

VI.

Besitzungen der Engländer auf der malabarischen Küste.

Die englische ostindische Gesellschaft ist nicht so wohl eine Verbindung von Handelsleuten, als

vielmehr eine Versammlung von Fürsten, welche die gesezgebende Gewalt über alle ihre Besitzungen in Asien ausübt. Sie sind unermeßlich in Bengala; sie begreifen eine der reichsten und wichtigsten Provinzen des mogolischen Reiches; viel eingeschränkter sind sie auf der Küste von Koromandel. Die Gesellschaft besizt auf der Küste von Malabar nur drei Handelsplätze, welche unsre Aufmerksamkeit verdienen, nämlich: Tellicherri, Salcete, und Bombay.

Die Kolonie zu Tellicherri begreift ungefähr 15 bis 16,000 Seelen in sich. Ihre Besatzung besteht aus 2 bis 300 Weissen, und 4 bis 500 Schwarzen. England zieht jährlich mit sehr geringen Unkosten 1,500,000 Pfund Pfeffer daraus, ferner Sandelholz, Kardamomen, Ingwer, und einige unbeträchtliche Lebensmittel. Diese Niederlage ist nur zwo Meilen von Mahe gelegen.

Salcete. Die Insel Salcete war lang in den Händen der Portugiesen. Aber sie wurden im Jahr 1740 durch die Maratten daraus vertrieben. Im Jahr 1774 faßten die Engländer den Entschluß, sich derselben zu bemächtigen. Diese Eroberung war nicht so leicht, als man sich eingebildet hatte. Die Citadelle von Tanah, welche ihre ganze Vertheidigung ausmachte, wurde mit einer Klugheit und mit einer Hartnäkigkeit vertheidigt, die man bis dahin in diesen Gegenden nicht kannte.

Als der Befehlshaber, ein Mann von 92 Jahren, zur Uebergabe aufgefodert wurde, antwortete er mit edelm Stolze: **Dafür bin ich nicht hieher geschikt worden**, und verdoppelte seinen Muth und seine Thätigkeit. Erst nach seinem Tode, erst nachdem seine tapfern Kriegsgefährten nach seinem Tode noch einen blutigen Sturm ausgehalten hatten, zogen die brittischen Kriegsvölker den 28 Christmonat 1774 in die Vestung ein.

Die Ueberwinder besassen nun ein Gebiet, das zwar nur 20 Meilen in der Länge und 15 Meilen in der Breite hat, welches aber eine der bevölkertsten und fruchtbarsten Gegenden in Asien ist. In der Mitte ist das Gebirg Keneri, welches mit großen und tiefen Höhlen angefüllt ist, die alle in Felsen gehauen sind. Es sind Pagoden, welche in gerader Reihe neben einander stehen, wovon aber einige über den andern angebracht sind. Sehr oft sind sie mit Bildern und Inschriften geziert, welche in Stein gehauen oder gegraben sind. Man findet diese Sonderheit auch auf der Elephanteninsel in der Nachbarschaft von Salcete. Die Bramen schreiben sie gewöhnlich Alexandern dem Großen zu, welchen sie gern mit allem ausschmücken, was die natürlichen Kräfte des Menschen zu übersteigen scheint.

Bombay. Diese Insel, welche nur durch einen sehr engen Kanal von Salcete abgesondert ist,

hat nicht über 20 oder 25 Meilen im Umkreise. Lange sah man sie als einen Gegenstand der Furcht und des Schrekens an, niemand wollte sich in einem Lande niederlassen, welches so ungesund war, daß es zum Sprichwort wurde: **Zwey Moussons machen in Bombay das Leben eines Menschen aus.** Die Felder waren mit Wäldern und Kokosbäumen überdekt; man düngte die Bäume mit verfaulten Fischen, und stinkende Moräste stekten die Luft der Küsten an. Diese Keime der Zerstörung würden gewiß die Engländer bewogen haben, ihre Kolonie zu verlassen, wenn nicht der beste Haven in ganz Hindistan sie daselbst zurükgehalten hätte, welcher nebst dem Haven zu Goa der einzige ist, in welchen Linienschiffe einlaufen können. Ein so besonderer Vortheil erregte in ihnen den Wunsch, die Luft gesunder zu machen, und dieß war leicht zu bewerkstelligen. Man haute nur die Wälder aus, und verschaffte dem Wasser einen Ablauf. Dann zogen die Einwohner der benachbarten Gegenden, gelokt durch die sanfte Regierung in Menge nach dieser Niederlassung hin.

Gegenwärtig zählt man zu Bombay fast 100,000 Inwohner, unter welchen sieben bis acht tausend Matrosen sind. Einige Seiden- und Baumwoll-Manufakturen beschäftigen nur eine kleine Anzahl von Menschen. Da die großen Erzeugnisse auf

dem Felsen, wo der Grundboden gar nicht tief ist, nicht fortkommen konnten, so pflanzt das gemeine Volk vortreffliche Zwiebeln, welche nebst getrokneten Fischen mit Vortheile auf den entferntesten Märkten verkauft werden. Diese Arbeiten werden nicht so träge verrichtet, als es sonst unter einem heissen Himmelsstriche durchgängig gewöhnlich ist. Die Indianer haben gezeigt, daß auch sie der Nacheiferung fähig sind, und ihr Charakter ist gewissermassen durch das Beispiel der Parser geändert worden, deren Fleiß nicht zu ermüden ist. Diese leztern geben sich nicht blos mit dem Fischfang und dem Akerbau ab. Die Erbauung, Ausrüstung und Abfertigung der Schiffe, alles was zum Ankern und Segeln gehört, wird ihrem Fleisse, und ihrer Thätigkeit anvertraut. Man wird in der französischen Uebersetzung des Sad-der, den ich als eine Folge meiner **gottesdienstlichen Cerimonien** herausgeben werde, sehen, was die Parser, die schäzbarste und arbeitsamste Nation in ganz Indien, für Gebräuche, Sitten und Religion haben.

Vor dem Jahr 1759 ländeten die Schiffe, welche aus Europa nach dem rothen Meere, dem persischen Meerbusen, und nach Malabar abgeschikt wurden, durchgängig an den Küsten an, wo sie ihr Geld und ihre Waaren absetzen, und ihre frische Ladung wieder aufnehmen sollten.

Seit dieser Zeit aber bleiben sie alle in Bombay, wo man ohne große Unkosten die Erzeugnisse der benachbarten Gegenden mit einander erhalten kann, seit die englische Gesellschaft, kraft ihrer Würde als Admiral des Großen Mogols eine ziemlich starke Anzahl von Schiffen auf dieser Rhede unterhalten muß.

Nothwendig mußten in einer solchen Niederlage die Schiffswerften, die Schiffe und die Handelsleute sich vermehren. Daher hat auch die Insel sehr schnell die ganze Schiffahrt und einen großen Theil des Handels an sich gezogen, den Surate und die andern benachbarten Handelsplätze bis dahin auf den Meeren Asiens getrieben hatten.

Man mußte diesen Vortheilen auch eine Dauer verschaffen. Zu diesem Endzweke warf man Vestungswerke rings um den Haven auf, der all diese Geschäfte in Gang bringt, und wo die Geschwader, welche Großbritannien nach Indien schikt, ausgebessert werden müssen. Diese Werke sind vest gebaut, und haben, wie man sagt, nur den einzigen Fehler, daß sie zu weitläufig sind. Sie werden von 12 bis 15 hundert Europäern und einer noch größern Anzahl asiatischer Kriegsvölker vertheidigt.

Im Jahr 1773 beliefen sich die Einkünfte von dem ganzen zu Bombay gehörigen Gebiete, auf 13,607,212 Livres und 10 Sous, und die Ausgaben

auf 12,711,150 Livres. Der Zustand dieser allzu zahlreichen Kolonien ist seit dieser Zeit um vieles verbessert worden, und es ist außer Zweifel, daß ihre Einkünfte sich heutzutage auf 18 Millionen Livres belaufen.

VII.

Besitzungen der Engländer auf der Küste von Koromandel.

Die erste Niederlage der Engländer, die man auf dieser Küste antrift, ist **Divikote**. Der Obriste Lawrenze bemächtigte sich derselben im Jahr 1749. Politische Verbindungen nöthigten den König von Tanschaur das gutwillig abzutreten, was man ihm genommen hatte, und noch ein Gebiet von drei Meilen im Umkreise dazu zu bewilligen. Die Stadt kam im Jahr 1758 in die Hände der Franzosen, doch kam sie bald hernach, von Vestungswerken entblößt, wieder unter das Joch ihrer ersten Eroberer. Sie hofften eine wichtige Handelsstadt daraus zu machen. Man glaubte fast durchgängig, daß der Fluß Kolram, der an ihren Mauern vorbeiströhmt, könnte in Stand gesezt werden, große Schiffe zu tragen. Alsdann wäre die Küste von Koromandel nicht mehr ohne Seehaven gewesen, und die englische

Krone, welche die einzige Rhede auf dieser Küste besessen hätte, würde eine mächtige Unterstützung sowohl für den Handel, als für den Krieg gehabt haben, deren die andern neben ihr handelnden Nationen hätten entbehren müssen. Vermuthlich haben unvorhergesehene Hindernisse die Ausführung dieses Entwurfs unmöglich gemacht, weil man diesen Posten verlassen, und ihn einem Pachter gegen einen jährlichen Zins von 45 bis 50,000 Livres übergeben hat.

Cudelur wurde im Jahr 1686 von den Engländern mit einem Gebiete erkauft, welches sich acht Meilen längst der Küste hin, und 4 Meilen in das Innere des Landes erstrekt. Diese Besitzung, die sie von einem indischen Fürsten für 741,500 Livres erhalten hatten, wurde ihnen durch die Mogoln versichert, welche sich zwey Jahre hernach von Karnate Meister machten. Da sie in der Folge bedachten, daß der Ort, den sie in vollkommenem Stande angetroffen hatten, mehr als eine Meile vom Meer entfernt wäre, und man die für denselben bestimmte Hilfe abschneiden könnte, so bauten sie einen Kanonenschuß weit davon an der Mündung eines Flusses und an dem Ufer des indischen Ozeans das Fort St. David auf. Nach und nach baute man noch drey Aldeen an, deren Bevölkerung, die Stadt und die Vestung dazugerechnet, sich auf 60,000

Seelen belauft. Sie beschäftigen sich mit blau färben, oder mit der Malerei der Zeuge, welche aus dem Innern des Landes kommen, auch verfertigen sie für ungefähr zwey Millionen von dem schönsten Bamsin. Noch sieht man die Verheerung, welche die Franzosen daselbst und in den Vestungswerken im Jahr 1758 anrichteten. Cudelur ist wirklich außer Stande, eine Belagerung auszuhalten. Die Thore werden durch keine Vorwerke vertheidigt; die Mauern, welche nur von Baksteinen aufgeführt und ohne Gräben sind, lassen einen weiten Raum offen, wo man nur einige wenige, von Kanonen ganz entblößte Bastionen sieht. Ein Einkommen von 150,000 Livres muß alle Unkosten dieser Kolonie bestreiten.

Masulipatan gewährt einen viel wichtigern Nutzen. Diese Stadt, welche an der Mündung des Krisna liegt, dient den Provinzen, welche ehmals das Königreich Golkonda ausmachten, und noch andern Gegenden zum Seehaven, mit welchen sie ohne Mühe vermittelst guter Wege und des Flusses handelt. Ehmals war sie der lebhafteste, bevölkertste und reichste Handelsplatz von ganz Hindistan; allein durch die großen Niederlagen, welche die Europäer auf der Küste von Koromandel errichteten, verlor sie viel von ihrer Wichtigkeit. Die Franzosen hofften ihr wieder einen Theil ihres vorigen Glanzes ver-

schaffen zu können, und bemächtigten sich derselben im Jahr 1750. Neun Jahre hernach kam sie wieder in die Hände der Engländer, welche sich bis izt im Besitze derselben erhalten haben.

Diesen leztern ist es bisher noch nicht gelungen, Masulipatan zu dem wieder zu machen, was es ehmals war. Durch waren auch ihre Bemühungen nicht ganz fruchtlos. Da die Pflanzen, welche zur Färberei dienen, auf ihrem Gebiete mehr und besser wachsen als sonst nirgends, so gelang es ihnen, einige Manufakturen wieder aufs neue in Gang zu bringen, und andern ein weitläufigeres Gewerbe zu verschaffen. Doch ist sie den Engländern in Ansehung der Waaren, welche sie daselbst kaufen, immer weniger nützlich, als in Ansehung derjenigen, welche sie daselbst verkaufen können. Von undenklichen Zeiten her kamen die Völker aus dem Innern des Landes in großen Karwanen um das Salz, das sie brauchen, auf dieser Küste zu holen. Heutzutage kommen sie aus noch entferntern Gegenden und in größerer Menge als jemals dahin, und nehmen nebst diesem Lebensmittel, noch vieles Wollwerk und viele andre Früchte des europäischen Fleisses mit. Diese Vermehrung des Handels, welcher die Einkünfte der Kaufhäuser beträchtlich erhöhet hat, muß nothwendig immer mehr zunehmen, wenn sie nicht durch Staatsveränderungen gehemmt wird,

welche so oft und so schreklich die Gestalt dieses reichen Theils unserer Erde entstellen.

Großbritannien besizt auf der Küste von Koromandel noch verschiedene andere Provinzen, welche seine Macht in diesen Gegenden sehr vermehren; sie sind Kondavir, Muta-Fanagar, Elur, Ragimendri und Gikakol, welche sich 600 Meilen an der Küste hin erstreken, und 30 bis 90 Meilen weit in das Land hinein gehen. Die Franzosen, welche sich dieselben während ihrer glüklichen Umstände hatten abtreten lassen, verloren sie wieder, als sie durch ihre Unklugheit sich ihr Unglück zuzogen. Sie kamen für eine kurze Zeit in die Hände des Souba von Dekan, dem man sie entrissen hatte. Im Jahr 1766 mußte man sie den Engländern abtreten. Doch verschonten diese die Kolonien, welche die mithandelnden Nationen in diesem großen Gebiete errichtet hatten. Allein Vizagapatnam und die andern Handlungsplätze der herrschenden Nation erhielten ein neues Leben, und man vermehrte auch ihre Anzahl. Das Land schwang sich ein wenig aus der Anarchie heraus, in welche es eine Menge kleiner Tirannen versenkt hatte. Die Kolonien tragen 9 Millionen an Einkünften aus, wovon man nur 2,025,000 Livres dem indischen Fürsten zukommen läßt, dem man sie entrissen hat. Die Ausfuhr ist heutzutage um fünfmal beträchtlicher, als sie es vor 16 Jahren war.

Die Menge der Arbeiten vermehrt sich, so wie die Zemindarn, welche ursprünglich blosse Pächter waren, die unumschränkte Gewalt verlieren, die sie während den Unruhen in ihrem Vaterlande an sich gezogen hatten; so wie man sie in die Unmöglichkeit versezt, sich einander wechselsweise zu bekriegen; so wie die Distrikte, welche unter ihrer Gerichtsbarkeit stehen, ihren Drükungen weniger ausgesezt sind. Der Fortgang des Handels würde noch schneller und glänzender seyn, wenn die englische Regierung ein unermeßliches Land vor den Ueberschwemmungen des Krisna und Gadavery, welche es sechs Monate lang bedecken, verwahren wollte; wenn diese Menge Wassers durch die Wässerung der Felder weislich vertheilt; und diese beiden Flüsse durch einen schiffbaren Kanal mit einander verbunden würden. Die alten Indianer sahen schon die Nothwendigkeit dieser Arbeit ein, vielleicht fiengen sie auch schon an sie auszuführen: wenigstens halten sie einsichtsvolle Leute nicht für kostspielig, und für sehr leicht möglich.

Madras. Alle Waaren, welche in den Niederlagen der Engländer zwischen dem komorinischen Vorgebirge und dem Ganges gekauft oder selbst verfertigt werden, treffen zu Madras zusammen, dem Hauptort ihrer Besitzungen auf dieser Küste. Diese Stadt liegt 25 Meilen von Pondichery,

und wurde vor mehr als einem Jahrhundert durch Wilhelm Langhorne in dem Lande Arkate an dem Ufer des Meers erbaut. Da sie auf einen sandigten Boden angelegt wurde, der völlig troken ist, und gänzlichen Mangel an trinkbarem Wasser hat, welches man mehr als eine Meile weit holen muß, so forschte man den Ursachen nach, die ihn zu dieser schlechten Wahl könnten bewogen haben. Seine Freunde behaupteten, daß er gehofft hätte, den ganzen Handel von St. Thome, das nur eine Meile davon liegt, an sich zu ziehen, welches auch wirklich erfolgt ist; und seine Feinde warfen ihm vor, daß er sich nicht hätte von einer Geliebten entfernen wollen, die er in dieser portugiesischen Kolonie hatte.

Madras wird in die weisse und in die schwarze Stadt eingetheilt. Die erstere, welche mehr unter dem Namen des Fort St. George bekannt ist, wird ganz von den Engländern bewohnt. Lange hatte sie nur wenige und schlechte Vestungswerke, allein sie sind seitdem sehr beträchtlich vermehrt und verbessert worden, und man könnte sie, wie Herr Sonnerat sagt, nur mit überlegener Macht erobern. Die schwarze Stadt, welche ehedem nicht einmal Thore hatte, wurde seit dem Jahr 1767 mit einer guten Mauer und einem breiten Graben, der mit Wasser angefüllt ist, umgeben. Diese Vorsicht und der Untergang von Pondichery

haben drei bis viermal hundert tausend Menschen Juden, Armenier, Mohren, und Indianer dahin gezogen.

Das Gebiet von Madras war ehmals gar nicht ansehnlich. Heutzutage erstrekt es sich 50 Meilen gegen Westen, 50 Meilen gegen Norden und 50 Meilen gegen Süden. Man trift in diesem weiten Umfange beträchtliche Manufakturen an, die sich mit jedem Tage vermehren, und mannichfaltige Pflanzungen, welche täglich blühender werden. Diese Arbeiten beschäftigen mehr als 100,000 Seelen. Eine Meile von dieser großen Niederlage liegt Chepauk, wo der Hof des Nababs von Arkate sich seit 1769 beständig aufhält.

Die großen Ländereien, welche die Engländer auf der Küste von Koromandel besitzen, sind ihnen noch nicht so einträglich, als sie es werden können. Die Einkünfte, die sie im Jahr 1773 daraus zogen, beliefen sich nicht über 24,200,000 Livres, und die Ausgaben betrugen damals 26,400,000 Livres. Der kostbare Krieg, den dieses Volk geführt hat, und die häufigen Streifereien des berühmten Hyder-Aly hinderten es bisher noch immer an der Verbesserung seiner Besitzungen auf dieser Küste.

VIII.

Besitzungen der Engländer in Bengala.

Die Engländer haben eben so sehr den Umständen, als ihrem Muthe und ihren Intriguen, die unermeßlichen Länder zu verdanken, welche sie in dieser Gegend besitzen. Seit langer Zeit hatte sich ein gefährlicher Gebrauch eingeschlichen, welcher die Ordnung in den Reichen zerrütten mußte, die in diesen Gegenden existirten. Jeder Befehlshaber in den europäischen Niederlassungen nahm sich die Freiheit, den Eingebohrnen des Landes Schutz zu geben, welche sich vor Drükungen oder Strafen flüchteten. Die oft beträchtlichen Summen, die er für seinen Schutz erhielt, liessen ihn die Gefahr nicht sehen, in welche er das Interesse der Gesellschaft versezte, deren Vortheil er besorgen sollte. Einer der vornehmsten Staatsbedienten aus Bengala, welcher diesen Ausweg kannte, flüchtete sich zu den Engländern nach Kalkutta, um sich der Strafe zu entziehen, die er durch seine Treulosigkeit verdient hatte. Er wurde aufgenommen. Der Souba, welcher natürlicher Weise dadurch beleidigt werden mußte, brachte eine Armee zusammen, griff die Stadt an, und eroberte sie. Er ließ die Besatzung in ein enges Gefängnis

werfen,

werfen, wo sie in 12 Stunden erstikte. Es kamen nur 23 Mann davon. Diese Unglücklichen boten der Wache, welche an ihrem Gefängnisse stund, großes Geld an, daß sie dem Fürsten Nachricht von ihrer traurigen Lage geben sollte. Ihr Jammergeschrey, ihr Seufzen verkündigte sie dem gerührten Volke, aber niemand wagte es, mit dem Despoten zu sprechen. **Er schläft**, antwortete man den sterbenden Engländern, und vielleicht war in dem ganzen Königreiche kein einziger, welcher dachte, daß um 150 Unglücklichen das Leben zu retten, man dem Tirannen einen Augenblick von seinem Schlafe entziehen dörfte.

Der Admiral Watson, welcher erst kurz mit einem Geschwader in Indien angelangt war, und der Obrist Clive, welcher sich in dem karnatischen Kriege so hervorgethan hatte, rächten unverzüglich ihre Landsleute. Sie brachten die zerstreuten und flüchtigen Engländer zusammen, fuhren in dem Christmonat 1756 den Ganges hinauf, nahmen Kalkutta wieder ein, bemächtigten sich verschiedener anderer Städte und erfochten endlich einen völligen Sieg über den Souba.

Ein so ausgebreiteter und schneller Fortgang wird gewissermassen unbegreiflich, wenn man bedenkt, daß die Engländer mit 500 Mann so glücklich gegen die gesammte Macht von Bengala stritten; allein wenn sie auf der einen Seite ihre

Vortheile, der vortrefflichen Kriegszucht und dem merklichen Uebergewichte zu danken hatten, welches die Europäer in der Schlacht über die indischen Völker haben; so wurden sie auf der andern Seite noch kräftiger durch den Ehrgeiz der Oberhäupter, durch die Habsucht der Minister und durch die Natur einer Regierung unterstüzt, die keine andre Triebfeder hat, als den gegenwärtigen Nutzen und die Furcht. Die Zusammenkunft dieser verschiedenen Umstände wußten sie in dieser ersten Unternehmung, so wie in allen folgenden vortrefflich zu benutzen. Der Souba hatte sich den Abscheu seines Volkes zugezogen, wie es fast allen Despoten geht; seine vornehmsten Officiere verkauften ihren Kredit den Engländern; er wurde an der Spize seiner Armee verrathen, der gröste Theil derselben wollte nicht fechten, und er fiel selbst in die Hände seiner Feinde, die ihn im Gefängnisse erdrosseln liessen.

Jaffer-Ali-kan, das Oberhaupt der Verschwörung, erhielt von den Engländern die Krone des Souba. Er trat der Gesellschaft einige Provinzen ab, gestund ihr alle Privilegien, Freiheiten und Vergünstigungen zu, die sie nur immer verlangen konnte. Doch bald ward er des Joches müde, das er sich selbst aufgelegt hatte, und suchte in der Stille Mittel zu finden, es wieder abzuwerfen.

Sein Vorhaben wurde entdekt, und er mitten in seiner Hauptstadt gefangen.

Kossim-Ali-kan, sein Eidam, wurde an seiner Stelle zum Souba ausgerufen. Er hatte die unrechtmäßige Krone mit unermeßlichen Summen erkauft. Allein er genoß sie nicht lang. Das englische Joch drükte ihn wie seinen Vorfahren, er suchte es abzuwerfen und wollte sich keine Geseze vorschreiben lassen. Alsobald fängt der Krieg wieder an, derselbe Jaffer-Ali-kan, den die Engländer gefangen hielten, wird aufs neue zum Souba von Bengala ausgerufen. Man zieht gegen Kossim-Ali-kan zu Felde, seine Generäle werden bestochen, er wird verrathen und völlig geschlagen, und mußte sich glücklich schätzen, daß, da er sein Reich verlor, er die unermeßlichen Reichthümer noch retten konnte, die er erpreßt hatte.

In dieser Staatsveränderung verlohr Kossim-Ali-kan nicht die Begierde, sich zu rächen. Er brachte seine Klagen und seine Schätze bei dem Nabab von Benares an, dem ersten Minister in dem mogolischen Reiche. Dieser vereinigte sich mit allen benachbarten Fürsten gegen den gemeinschaftlichen Feind; allein sie hatten nicht mehr mit einer Hand voll Europäer, die von der Küste von Koromandel gekommen waren, zu kämpfen; sondern mit der ganzen Macht von Bengala, welche die Engländer unter ihre Gewalt

gebracht hatten. Ihr glücklicher Fortgang machte sie kühn, sie warteten nicht, bis man sie angreifen würde, sie zogen zuerst diesem fürchterlichen Bündnisse entgegen, zogen mit dem vesten Vertrauen, das ihnen General Clive einflößte, dessen Name ihnen für den Sieg Bürge zu seyn schien. Doch wollte Clive nichts aufs Spiel setzen; die Hälfte des Feldzugs verstrich unter Unterhandlungen; aber endlich verhalfen die Schätze, welche die Engländer schon aus Bengala gezogen hatten, ihnen auch hier zu Eroberungen. Die Oberhäupter der indischen Armee wurden bestochen, und als der Nabab von Benares eine Schlacht wagen wollte, so wurde er in der Flucht seiner Leute mit fortgerissen, ohne daß er nur schlagen konnte.

Dieser Sieg öfnete den Engländern den Weg nach Benares und es schien, daß nichts sie hindern könnte, dieses Fürstenthum mit dem bengalischen Reiche zu vereinigen. Allein, es mag nun aus Mäßigung oder aus Klugheit seyn, so begnügten sie sich, eine Brandschatzung von acht Millionen einzutreiben, und boten dem Nabab den Frieden unter Bedingungen an, die ihn in die Unmöglichkeit versezten, ihnen zu schaden, die er aber gern und willig annahm, um wieder zum Besitze seines Reiches zu gelangen.

Während als dieses in Bengala vorgieng, wurde der mogolische Kaiser von den Patanen, welche

seinen Sohn an seiner Stelle ausgerufen hatten, aus Delhy vertrieben, irrte von Provinz zu Provinz, suchte einen Zufluchtsort in seinem eigenen Reiche und flehte vergebens alle seine Vasallen um Hilfe. Von seinen Unterthanen verlassen, von seinen Bundsgenossen verrathen, ohne Unterstützung, ohne Armee, hoffte er seine einzige Rettung von der Macht der Engländer, und flehte sie um ihren Schutz. Sie versprachen ihm, ihn nach Delhy zu führen und ihn wieder in sein Reich einzusetzen, aber er mußte ihnen vorher Bengala mit allen landesherrlichen Rechten abtreten. Diese Abtretung, von welcher der Kaiser doch keinen Nutzen hatte, wurde durch eine authentische Urkunde bekräftiget, und geschah mit allen Feierlichkeiten, welche in dem mogolischen Reiche gebräuchlich sind.

Die Engländer, welche nun die Oberherrschaft über Bengala besassen, glaubten, im Aeußerlichen die alte Regierungsform in einem Lande beibehalten zu müssen, wo sie die gröste Macht und vielleicht die einzige, welche dauerhaft und sicher ist, besitzen. Unter dem Namen eines Souba regieren sie und erheben alle Abgaben. Dieser Souba, den sie ernennen, der in ihrem Solde steht, scheint zu befehlen. Von ihm scheinen die öffentlichen Verordnungen herzurühren, welche aber in der That in dem Rath zu Kalkutta

beschlossen werden, so daß das Volk, wenn es schon seinen vorigen Herrn verloren hatte, doch noch lang das nemliche Joch zu tragen glaubte.

Bengala ist ein auffallendes Beispiel von den traurigen Folgen, welche die Entvölkerung eines durch Unterdrückungen und Grausamkeiten gegen die Einwohner ausgesogenen Landes nach sich zieht. Mitten in den Besitzungen der englischen Gesellschaft findet man eine Streke von 240 Meilen an den Küsten, von der Insel Sundeep, bis an die Insel Sagor an, welche heutzutage nichts als eine mit Wäldern bedekte, sehr ungesunde Wüste ist, die ganz allein von Tigern und andern wilden Thieren bewohnt wird. Diese Gegend war ehmals sehr bevölkert. Vor ungefähr 150 Jahren zwangen die Streifereien der Mugg, eines seeräuberischen Volkes, die Einwohner, sie zu verlassen. Diese Räuber, welche der König von Arrakan schüzte, welcher sich zu dieser Zeit von Chittigong und der Insel Sundeep bemächtigte; waren gewohnt in die Inseln von Bengala mit kleinen Flotten bewafneter Flußschiffe einzufallen; sie fuhren auf den Flüssen mehr als 100 Meilen weit in das Land hinein, plünderten und verbrannten die Städte, und machten die Menschen, welche sie antrafen, zu Sklaven. Das Land, welches sehr fruchtbar und überdas sehr vortheilhaft für die Schiffahrt und den Handel gelegen ist, bringt

heutzutage nur ein wenig Salz an etlichen Orten hervor, wo man vieler Gefahr bei der Arbeit ausgesezt ist.

Die Einkünfte von Bengala und den Provinzen, welche davon abhängen, sind sehr beträchtlich. Den grösten Theil trägt der Grundzins ein, den man von den Feldern bezahlen muß. Er wird verhältnismäßig nach der Größe der Ländereien oder ihren Produkten nach Steuerregistern vestgesezt, welche in den verschiedenen Gegenden des Landes nach dem verschiedenen Grade der Fruchtbarkeit verschieden sind. Vor der Anarchie, welche so zu sagen das mogolische Reich ganz zu Grunde gerichtet hat, war die allgemeine Taxe, welche zu Delhy vestgesezt war, für die angebauten Länder in Bengala 3 Sikkas Roupien oder 6 Sous vom Bega, welcher 16003 Quadratschuhe enthält. Bisweilen taxirte man die Erndte auf der Stelle, nach dem Preise, in dem die Lebensmittel verkauft wurden, und der Eigenthümer gab der Regierung einen Theil davon ab, so wie er vestgesezt worden war. So bezahlten die Felder, welche Reis, Erbsen, Waizen, Gerste oder anders Getreide hervorbrachten, durchgängig den Werth von der Hälfte der Erndte. Der Boden von Bengala ist äußerst fruchtbar. An manchen Orten kann man zwey bis dreymal des Jahrs erndten. Das Opium und die Zukerrohre,

die man des Jahrs nur einmal erndten kann, werfen dem Eigenthümer bis auf 15 Roupien vom Bega aus. Die Gegend, welche das nützlichste Gewächse hervorbringt, ist diejenige, wo die Staude wächst, welche die Blätter trägt, die bei den Eingebohrnen **Paan** und bei den Europäern **Betel** heissen. Diese Pflanze erfodert ungeachtet der Fruchtbarkeit des Bodens und der glücklichen Lage von Bengala viele Wartung und Pflege; aber alsdann bringt sie auch dem Eigenthümer bis 32 Roupien vom Bega ein.

Vor der Staatsveränderung gehörten alle Einkünfte dem Kaiser, ausgenommen in den Distrikten, auf welche die Pensionnäre des Hofes Anweisungen hatten, und in den milden Stiftungen. Der Mogol ließ die Verwaltung dieser großen Einkünfte verpachten. Diejenigen, welche dieses Geschäft hatten, waren mehr oder weniger mächtig, mehr oder weniger furchtbar, nach dem Grade der Gewalt, die sie mit der Zeit an sich zogen. Diese großen Staatsbedienten hiessen Rajah, Souba, Nazim, Nabab, Zemindarn u. s. w. Immer trieben sie mehr Abgaben ein, als sie berechtigt waren, und was am meisten zu bejammern ist, die Officiere des **Dewans** oder des Generaleinnehmers der königlichen Einkünfte, bekümmerten sich nicht, wie sie die Erpressungen derselben einschränken sollten; wenn sie nur die

Summe, die in den Kronbüchern eingetragen war, richtig bezahlten, und den Dewan, und die andern Hofbedienten durch ansehnliche Geschenke auf ihre Seite brachten.

Nach dem Untergang des mogolischen Reiches bemächtigte sich jeder dieser Officiere des Gebietes, das unter seinen Befehlen stund, und behielt es so lang, als er es zu behaupten im Stande war. Besonders stüzte sich die englische Gesellschaft auf die Urkunde, welche ihre unrechtmäßige Besitzung für rechtmäßig erklärte und behauptete, daß sie nicht blos die Einkünfte von Bengala für den Mogol eingetrieben hätte, sondern daß sie ihr eigenthümlich zugehörten. Im Jahr 1765 ernennte der Rath von Kalkutta Herrn Sikes zum Residenten an dem Hofe des Nababs, welcher zu Murshedabad, der Hauptstadt seines Reiches, wohnet. Er hatte den Auftrag, die Einkünfte der Provinzen in Ordnung zu bringen, und über die Foderungen der alten Reichspensionnäre zu sprechen. Man überließ ihm zu gleicher Zeit eine unumschränkte Gewalt über den Nabab und seine Officiere, die Oberaufsicht über die Einkünfte von dem Innern des Landes und die Verwaltung der Gerechtigkeit in ganz Bengala.

Herr Sikes berechnete damals auch die Einkünfte von Bengala und den dazu gehörigen Ländern, wovon ich hier das Resultat geben will.

	Sikkas Roupien	Anas
Einkünften von den Feldern	15,623,425.	
Nach Abzug der Eintreibungskosten . . .	1,029,929.	7.
Bleibt	14,593,525.	9.
Schatzungen und Geldstrafen nach abgezogenen Kosten . . .	19,138.	7.
Schatzungen von Chunakolly . .	173,610.	5.
. . . . von Burbunder . .	125,000.	
. . . . von Azimgunge . .	107,060.	
Münzen von Murshedabad . .	30,005. . .	8.
	454,814. . .	4.
	15,048,339. . .	13.

Einkünften von den verschiedenen Distrikten in Bahar.

	Sikkas Roupien	Anas
Einkünften von den Feldern	7,499,398. . .	8.
Zoll, welchen die Holländer zu Patna bezahlen . .	15,000.	
	7,514,398. . .	8.
Davon muß für Pensionen abgezogen werden	503,492. . .	13.
Dem Nabab, und denjenigen, welche die Einkünfte der Gesellschaft zu Patna eintreiben	200,000.	
Andere Eintreibungskosten . .	300,000.	
Summe des Abzugs . . .	1,403,492. . .	13.
Also bleiben	6,110,905. . .	11.
Diese Summe zu der vorhergehenden hinzugerechnet, macht . . .	21,159,245. . .	8.

Einkünfte von den Ländern, welche von Kossim-Ali-Kan der Gesellschaft abgetreten worden sind.

	Sikkas Roupien	Anas
Von Burdwan	3,350,000.	
. . Midnipore	822,088.	
. . Chittigong	421,241.	7.
. . Kalkutta	58,168.	
55 Aldeen	29,919.	
Zoll, welchen die Schiffe bezahlen	140,000.	
24 Pergunnah	847,000.	
Summe	1,075,087.	
Nach Abzug aller Kosten bleiben	26,827,661. . .	15.

Man konnte unmöglich erfahren, sagt Herr Bolts, dem ich die Mittheilung dieser Berechnung verdanke, ob die Agenten der englischen Gesellschaft damals eine größere oder geringere Summe eintrieben. Was man mit Gewißheit weiß, ist, daß Herr Sikes öffentlich erklärte, daß man in dem Jahr 1766, ohne die Einwohner zu drüken, aus den Einkünften von Bengala die Summe von 2 Croren, 68 Laks, 27,661 Sikkas Roupien und 15 Anas ziehen könnte. Wenn man nun die Sikka Roupie auf 2 Schillinge, 8 und einen halben Stüber englisch Geld ausrechnet, so beträgt diese Summe 3,630,676 Pfund Sterling oder 79,874,872 französische Livres.

Lord Clive schrieb bei dieser Gelegenheit an die Regierung einen Brief datirt aus Kalkutta vom 30 Herbstmonat 1765, in welchem er sich folgendermassen ausdrükt. " Ihre Einkünfte werden „ dadurch, daß sie die Dewanei (*) an sich gebracht „ haben, sich künftiges Jahr bis auf 250 Laks „ von Roupien mit Inbegrif ihrer ältern Be„ sitzungen in Burdwan belaufen; und mit der „ Zeit werden sie noch auf 20 oder 30 Laks von „ Roupien höher steigen. Ihre Civil- und Kriegs„ kosten können sich nie über 60 Laks belaufen. „ Was man dem Nabab zukommen läßt, ist „ schon auf 42 Laks, und der Tribut, den „ man dem Kaiser bezahlt, auf 26 Laks vestge„ sezt, so daß der Gesellschaft ein klarer Ge„ winnst von 122 Laks von Sikkas Roupien, „ oder 1,650,900 Pfund Sterling übrig bleibt. „ Diese Summe kann für alle Kosten der Schiffs„ ladungen hinreichen, das Geld für den Handel „ nach China schaffen, die Unterhaltung aller „ ihrer Niederlagen in Indien bestreiten und „ doch wird noch ein beträchtlicher Ueberschuß in

---

(*) Die Dewanei ist das Amt eines Staatsbedienten, welcher die Einkünfte von allen Provinzen eintreiben muß, die unter dem Nabab stehen, und wovon er ehmals dem Hofe von Delhy Rechnung ablegte. Diese Bedienung ist von dem Amte des Souba verschieden, welcher das Kommando über die Truppen und die Gerichtsbarkeit in den Provinzen hat.

„ ihrem Schatze bleiben. Wenn in Kriegszeiten
„ das Land den Streifereien der Feinde ausge-
„ sezt seyn wird, so können wir immer die nöthige
„ Summe für die Civil- Umstände und Kriegs-
„ Operationen, und selbst auch für die Schiffs-
„ ladungen aufbringen, weil ein sehr einträgli-
„ cher Theil von Bengala und unsre Besitzun-
„ gen in Bahar auf der östlichen Seite des Gan-
„ ges liegen, welcher sie vor den Streifereien
„ sichert. Was ich ihnen hier berichte, ist kein
„ blos erträumter Zustand ihrer Einkünfte; sie
„ können versichert seyn, daß meine Berechnung
„ sie nicht übersteigt. „

Kalkutta ist der vornehmste Handelsplatz, den die Engländer in Bengala besitzen. Diese Stadt liegt an den Ufern des Flusses Ugly. Die Luft ist daselbst ungesund und der Ankergrund nicht gar vest. Ungeachtet dieser Unbequemlichkeit sah Kalkutta seine Bevölkerung in unsern Zeiten sich bis auf 600,000 Seelen belaufen, weil Freiheit und Sicherheit nach und nach viel reiche Kaufleute, Armenier, Mohren und Indianer dahin zogen. Von der Landseite würde die Stadt den Feinden völlig offen stehen, wenn solche existirten, oder sie dieselben zu befürchten hätte; allein das Fort Williams, welches nur eine halbe Meile davon entfernt ist, könnte sie gegen jeden aus Europa kommenden Feind, der sie angreifen, oder bom-

bardiren wollte, vertheidigen. Es ist ein regelmässiges Achtek, welches mit acht Bastionen, mehrern Kontreskarpen, und einigen halben Monden versehen ist, ohne Glacis und verdekte Wege; der Graben, welcher mehr als 20 Millionen gekostet hat, kann 160 Schuhe breit, und 18 Schuhe tief seyn.

Chatigan, ein Seehaven an der Grenze von Arrakan, nahe bei dem östlichen Theile des Ganges, gehört auch den Engländern. Die Portugiesen, welche während ihres Glükes alle wichtigen Posten in Indien zu besetzen suchten, errichteten eine große Niederlage daselbst. Diejenigen, welche sich daselbst für immer niedergelassen hatten, warfen das Joch ihres Vaterlandes ab, als es unter spanische Herrschaft kam, und wurden lieber Seeräuber, als daß sie Sklaven seyn wollten. Lang erfüllten sie durch ihre Räubereien die benachbarten Küsten und Meere mit Schreken, bis endlich die Mogoln sie angriffen, und auf den Trümmern ihrer Macht eine Kolonie anlegten, die im Stande war, die Einfälle in das Gebiet von Bengala zu verhindern, welche die Einwohner von Arrakan und Pegu hätten wagen mögen. Da sank dieser Ort in Vergessenheit, und erst im Jahr 1758 schwang er sich wieder aus derselben empor, als sich die Engländer daselbst niederliessen.

Das Klima ist hier gesund, das Wasser vortrefflich, und an Lebensmitteln Ueberfluß. Man kann leicht anländen; auch hat man vesten Ankergrund. Das veste Land und die Insel Sundiva verschaffen der Stadt einen ziemlich guten Seehaven. Die Flüsse Barempoter und Eki, welche entweder Arme des Ganges, oder doch mit ihm verbunden sind, erleichtern ihre Handelsgeschäfte. Wenn Chatigan von Patnakassimbazar und einigen andern Handelsplätzen weiter entfernt ist, als die europäischen Kolonien an dem Fluß Ugly, so liegt es nahe bei Jougdia, Daka und bei allen Manufakturen des Niederganges. Es verschlägt dem Handel nichts, daß die großen Meerschiffe auf dieser Seite nicht in den Ganges kommen können, weil man doch in dem Innern des Landes nur mit Flußschiffen fährt.

Der Handel, den die englische Gesellschaft in Bengala treibt, ist unermeßlich. Sie besizt die Königsgewalt in einem der reichsten Länder Asiens, geht despotisch mit den Reichthümern desselben um, und die Akers- und Handwerksleute, mit einem Worte alle Bengaler sind ihre Sklaven. Sie verkauft daselbst Tücher, Wollenzeuge, Kupfer, Eisen, Blei, und einige andere europäische Waaren. Dagegen kauft sie Leinenzeuge, seidene Stoffe, rohe Seide, Arzneiwaaren, Salpeter, und verschiedene andere Gegenstände, welche die

Rükladung ihrer Schiffe ausmachen. Der einzige indische Handel, welcher im Namen dieser Gesellschaft getrieben wird, besteht aus etwas Opium, welches aus Benkoult nach Bengala geschikt wird, aus ungefähr 600 Ballen Baumwolle, die Bengala aus Bombay und Surate zieht, und aus wenigem Pfeffer, den man nach China führt.

Alle Waaren, welche die Engländer nach Bengala bringen, werden in den Messen oder durch eine Art von Versteigerung verkauft. Man gesteht dem Käufer einen Abzug (escompte) von 9, 6, oder 3 vom Hundert zu, je nachdem er seine Waaren früher oder später bezieht. Es kann sich ein jeder ohne Unterschied auf diesen Messen einfinden, und kaufen was ihm gut dünkt. Die Regierung giebt ihm einen Dustuk, oder Geleitsbrief, wenn er bezieht, was er gekauft hat.

Die Waaren, welche die Rükladungen der Schiffe ausmachen, werden bezahlt, ehe man sie empfängt, ja selbst ehe sie verfertigt werden. Dieser Geldvorschuß geschicht unter der Aufsicht der Oberhäupter in den verschiedenen Faktoreien, welche die Gesellschaft in der Gegend unterhält. Diese Officiere schiken zu diesem Endzwek Gomastha oder schwarze Faktoren in das Innere des Landes. Wenn wir Herrn Bolts glauben, der vielleicht ein wenig zu viel Bitterkeit in seine Schilderungen einfliessen läßt, so giebt es kein Mittel,

welches die Agenten der Gesellschaft, und die Gomastha in Bengala nicht täglich anwenden, um die Fabrikanten zu unterdrüken. Sie verurtheilen sie zu Geldbußen, werfen sie in das Gefängnis, lassen sie stäupen, und erzwingen mit Gewalt Wechselbriefe oder Verschreibungen von ihnen. Diese tirannischen Grausamkeiten, sezt der abgegangene Aldermann von Kalkutta hinzu, haben die Anzahl der Manufakturisten sehr vermindert. Die Fabriken, welche noch bestehen, sind auch nicht mehr so blühend. Die Waaren, welche sie liefern, sind theurer, und folglich die Einkünfte der Gesellschaft nicht mehr so beträchtlich. Die Besorgung der Schiffsladungen ist so sehr dem Monopolium unterworfen, daß niemand etwas kaufen darf, als diejenigen, welche in den Diensten der Gesellschaft sind. Da sie die Waaren zu den Schiffsladungen liefern müssen, so unterlassen sie niemals, nicht allein für die Gesellschaft, sondern auch für sich und ihre Freunde einzukaufen. Doch muß man von der allgemeinen Ausschliessung die fremden Handlungsgesellschaften ausnehmen, welchen man erlaubt, etwas weniges für ihre Schiffsladungen einzukaufen, um den Klagen vorzubeugen, welche gewiß bis nach Europa dringen würden, wenn man ihnen den bengalischen Handel gänzlich untersagte.

Lang trieben die Portugiesen einen ununter-

brochenen Handel in ihrer Niederlage zu Bandell, welche 80 Meilen von der Mündung des Ganges und eine Viertelmeile oberhalb Ugly liegt. Man sieht sogar ihre Flagge noch daselbst, und eine kleine Anzahl von Einwohnern, die von ihnen abstammen, die aber nur noch eine dunkle Erinnerung von ihrem Ursprung haben. Die Holländer und die Franzosen erhielten auch ehmals von dem Mogol Privilegien, kraft welcher sie frei jeden Handel, den sie wollten, treiben durften, ohne für die Einfuhr der Waaren irgend eine Abgabe zu bezahlen. Blos zu Ugly mußten sie 2 und ein halbes vom 100 für die Waaren abgeben, die sie über Meer ausführten, und der Firman des Monarchen foderte mit Recht, daß sie sich nach den in dem Reiche angenommenen Gesezen richten sollten. Seit ungefähr 25 Jahren erhielten die Dänen, als sie sich zu Serampur niederliessen, das nemliche Privilegium. Der Untergang der mogolischen Macht hat alle diese Vorrechte zernichtet. Alle europäischen Völker, welche heutzutage Bengala besuchen, stehen unter der englischen Gesellschaft, welche ihnen oft mit sehr weniger Schonung begegnet.

Die Armenier, welche immer eine große Anzahl von Handelsleuten in Indien ausmachten, besassen auch in Bengala und vorzüglich zu Sydabad beträchtliche Niederlagen. Ihr Handel

war durch einen Firman des Mogols bestätigt, welcher die Abgaben von den zween vorzüglichsten Gegenständen ihres Handels, den baumwollnen Zeugen und der rohen Seide auf drey und ein halbes vom Hundert vestsezte. Die Nabab, welche das mogolische Reich zu Grunde richteten, indem sie auf seine Trümmer ihre Macht gründeten, legten ihnen große Abgaben auf, und thaten öftere Eingriffe in ihren Handel. Seitdem die englische Gesellschaft die Oberherrschaft über dieses Land erhalten hat, treiben zwar die Armenier nach altem Gebrauche ihren Handel noch immer fort, allein in allen Provinzen müssen sie sich den Verordnungen unterwerfen, welche die Engländer im Namen der Nabab ihnen geben. Oft endigen sich diese Verordnungen mit einem gänzlichen Verbote des Handels.

IX.

Englische Niederlage auf der Insel Sumatra.

Die Insel Sumatra, welche gegen Abend von der Halbinsel Malaka und der Insel Borneo liegt, wird von der Insel Java nur durch die Meerenge Sunda abgesondert. Sie kann ungefähr 300 Meilen lang, und 70 Meilen breit seyn.

Das Land, welches unter mehrern Fürsten getheilt ist, unter welchen der König von Achem der mächtigste ist, bringt Reis, verschiedene andere Hülsenfrüchte, allerlei Spezereien und vortreffliches Obst in Menge hervor, auch hat es an sehr guten Wiesen Ueberfluß. Gold- und Silber-Bergwerke trift man ebenfalls darin an. In einem Walde auf der nördlichen Küste der Insel wächst der Baum, welcher den Benzoegummi hervorbringt, wie auch der Kampferbaum.

Die Engländer besuchten schon lange die Rheden von Sumatra, als sie im Jahr 1688 eine Kolonie daselbst anlegten. Die Schiffleute, welche von Madras abgeschikt worden waren, hatten den Befehl, den Handelsplatz zu Indapoura anzulegen, an welchem Orte man das meiste Gold findet; allein das Schiksal wollte es anders. Die Winde trieben die Schiffe nach Benkouli, und man fand für gut, sich daselbst vestzusetzen.

Beide Völker tauschten anfangs ihre Waaren mit vieler Aufrichtigkeit und Zutrauen gegen einander. Doch dauerte dieses gute Vernehmen, über welches man sich um so mehr wunderte, da die Einwohner von Sumatra blutdürstig, verrätherisch und treulos sind, nicht gar lange. Bald überliessen sich die Agenten der Gesellschaft den räuberischen und tirannischen Gesinnungen, welche die Europäer so durchgängig in Asien äußern.

Es entstunden Zwistigkeiten zwischen ihnen und den Eingebohrnen des Landes, und vermehrten sich nach und nach. Die Erbitterung war schon auf den höchsten Grad gestiegen, als man zwo Meilen von der Stadt den Grund zu einer Vestung wie aus dem Boden heraus kommen sah. Bei diesem Anblik ergreifen die Einwohner von Benkouli die Waffen. Die ganze Gegend macht gemeinschaftliche Sache mit ihnen, die Magazine werden verbrannt, und die Engländer gezwungen, sich in gröster Eile einzuschiffen. Doch dauerte ihre Verbannung nicht lang. Man rief sie wieder zurük, und aus ihrem Unglük zogen sie den Vortheil, daß sie das Fort Marlborough ohne Widerrede ausbauen durften.

Bis in das Jahr 1759 blieben sie daselbst in ungestörter Ruhe. Allein um diese Zeit nahmen die Franzosen das Fort ein, und schleiften es völlig. Die Beute, die sie machten, betrug nicht viel, weil alles, was einigen Werth hatte, noch zu rechter Zeit war bei Seite geschafft worden. Noch ehe die Feindseligkeiten ein Ende hatten, kamen die Engländer wieder in den Besitz desselben, allein sie bauten die Vestungswerke nicht wieder auf. Das Fort Marlborough machte sich alsdann von der Abhängigkeit von Madras frei, in welcher es bisher gewesen war, und machte eine besondere Regierung aus.

Die Chineser, die Malaier und Sklaven, welche man aus Mozambique bringt, bevölkern die englische Niederlage. Vierhundert Europäer und etliche Cipayen vertheidigen sie. Aller Handel, der daselbst getrieben wird, ist in den Händen der freien Handelsleute, ausgenommen der Pfefferhandel. Die Gesellschaft bezieht jährlich 1500 Tonnen um einen außerordentlich geringen Preis. Die Hälfte davon wird auf einem einzigen Schiffe nach Großbritannien geführt. Der übrige wird auf zwey aus Europa gekommene Schiffe geladen und nach China geführt, wo man ihn mit Vortheil verkauft. Im Jahr 1773 beliefen sich die Einkünfte dieses Handlungsplatzes auf 4,982,895 Livres. und die Unkosten auf 3,165,480 Livr.

X.

Besitzungen der Portugiesen in Indien.

Ich brauche hier nicht zu wiederholen, daß Europa den Portugiesen den Handel nach Asien und Afrika zu verdanken hat. Jedermann weiß es, und ich habe es in diesem Werke schon öfters gesagt, daß dieses Volk zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts zuerst seine Flagge auf den indischen Meeren wehen ließ. Vasko de Gama segelte im Jahr 1497 um das Vorgebirg der guten Hoffnung herum und

fuhr bis nach Kalekut auf der Küste von Malabar, wo man in der Folge verschiedene Handelsplätze anlegte. Seine Landsleute benuzten die glüklichen Umstände, welche ihnen den Weg zu allen Reichthümern Asiens öfneten. Lang handelten sie allein in diesem glüklichen Lande. Unglüklicher Weise war ihre Regierungsart in Indien eben so fehlerhaft, als ihr glüklicher Fortgang schnell gewesen war. Aus Ehrgeiz, Eitelkeit, Unwissenheit und Aberglauben begiengen sie Fehler, durch welche ihre Niederlassungen gleich anfangs hätten untergraben werden sollen. Ohne alle Rüksicht auf ihr Staatsinteresse, unterstunden sie sich Völker zu verfolgen, die ihnen erlaubt hatten, an ihren Küsten anzuländen, und sie sehr leicht wieder mitten in das Meer verbannen konnten. Dieses unvorsichtigen Betragens ungeachtet, vermehrte sich doch der Reichthum der Portugiesen und ihr Glanz breitete sich in Europa aus. Sie behielten ihre Besitzungen, bis daß der männliche Zweig der königlichen Familie ausstarb. Philipp II. König von Spanien benuzte da die unglükliche Lage Portugals, und bemächtigte sich endlich dieses Königreiches. Dieser Monarch, der ganz allein mit Amerika und den Zwistigkeiten sich beschäftigte, die zwischen ihm, den europäischen Mächten und seinen Unterthanen in den Niederlanden herrschten, ließ den Handel nach Asien

gänzlich aus der Acht. Seine Nachfolger hatten die nemlichen Absichten, hiengen an einem irrigen Begriffe von Größe vest, und zogen den fruchtlosen Ruhm über große und öde Länder zu herrschen, den unschäzbaren Vortheilen eines Reichthums vor, den sie durch einen thätigen Handel erlangen konnten. Das Haus Braganza trat, als es wieder auf den Thron kam, in die Fußstapfen der spanischen Könige, und der Ruhm der Portugiesen verschwand in Indien fast eben so schnell, als er darinnen entstanden war.

In ihren glüklichen Umständen handelten ihre Kaufleute bis in die innersten Theile Hindistans. Sie giengen nach Ormuz, Surate, China, Japan, Agra, Azmeer, Burrampour, Lahor, und fuhren den Indus bis nach Tatta und nach Amadabad hinauf. Cäsar Friedrich sagt, daß sie alle Jahre aus Bengala nach der malabarischen Küste 30 bis 35 Schiffe schikten, welche mit Reis, Seidenstoffen, mit Lak, Zuker, Pfeffer und noch verschiedenen andern Waaren beladen waren.

Wenn man den jezigen Verfall der Portugiesen in Asien sieht, so würde man an dem Glanze zweifeln, mit dem sie ehmals sich in diesem Welttheile gezeigt haben, wenn nicht glaubwürdige Schriftsteller uns das Bild des glüklichen Zustandes entworfen hätten, in welchem sie fast hundert Jahre lang sich befanden. Von allen ihren

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Poncelin de La Roche-Tilhac, Jean-Charles, 1746-1828

Hrn. Poncelin de la Roche Tilhac Philosophische Beschreibung des Handels, und der Besitzungen der Europäer in Asien und Afrika

Bd.: 1.

Strasburg (1783)

Merc. 186 a-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10291552-9
VD18 90126084